



Heft V

Thurgauer Mundart in Geschichte und Gegenwart

2., überarbeitete und erweiterte Auflage

Martin Hannes Graf

Aus der Schwerpunktreihe «Sprachen und Kulturen»

Thurgauer Mundart in Geschichte und Gegenwart

Martin Hannes Graf

2., überarbeitete und erweiterte Auflage

Diese Publikation entstand unter Mithilfe von:



Manuela Cimeli

Druck- und Werbebegleitung von Gunten



Publikation im Rahmen der Nationalen Wörterbücher sowie
des Schwerpunktes «Sprachen und Kulturen»

© 2014 Schweizerische Akademie der Geistes-
und Sozialwissenschaften
Hirschengraben 11
Postfach 8160, 3001 Bern
Tel. 031 313 14 40, Fax 031 313 14 50
sagw@sagw.ch
<http://www.sagw.ch>

Inhalt

Zur Publikation	5
<i>Manuela Cimeli</i>	
Vorwort	7
<i>Elvira Glaser</i>	
Vorbemerkung zur Mundartschreibweise	9
Einleitung: Gibt es eine «Thurgauer Mundart»?	11
Die (sozio-)geographische Dimension	14
Die historische Dimension	17
Der Thurgau im dialektgeographischen Gefüge des Alemannischen und der nordostschweizerischen Dialekte	23
Besonderheiten der Thurgauer Mundart(en)	29
Der neuerungsfreundliche Nordosten	29
Der archaische Nordosten	34
Weitere Besonderheiten	38
Die Binnengliederung der Thurgauer Mundartlandschaft	47
Ost-West-Gegensätze und die «Beggeli-Grenze»	47
Nord-Süd-Gegensätze und die Thurgrenze	50
Das Bodenseealemannische am Untersee und die Sprache der Fischer im Ermatinger Stad	51
Aspekte des Mundartwandels	55
Allgemeines	55
Sprachwandel in jüngerer Zeit	60
Wortschatz	60
Wortbildung und Formenlehre	62
Eine aktuelle Debatte zum Status der Mundart (im Kontext der allgemeinen Einstellung zum Dialekt)	65

Zur Wahrnehmung des Thurgauer Dialekts in der übrigen Schweiz	69
Vorbehalte gegenüber dem «Osten» – ein nicht nur schweizerisches Phänomen	69
Warum sind Ostschweizer Dialekte so unbeliebt – oder: Wann ist ein Dialekt schön?	72
Ausgewählte Literatur	75
Kleines Florilegium von Texten in Thurgauer Mundart	80
Dank	101
Zum Schwerpunkt «Sprachen und Kulturen»	103
Die SAGW in Kürze	107

Zur Publikation

Manuela Cimeli

Die vier Nationalen Wörterbücher – das Wörterbuch der Schweizerdeutschen Sprache («Idiotikon»), das Glossaire des patois de la Suisse romande, das Vocabolario dei dialetti della Svizzera italiana sowie das Dicziunari Rumantsch Grischun – dokumentieren und erklären die dialektalen und historischen Wortschätze unserer Landessprachen.

Mit der 2009 ins Leben gerufenen Reihe «Sprachen und Kulturen» will die SAGW in loser Folge den Wert und den Nutzen der Dialektforschung wie auch ganz grundsätzlich die Relevanz unserer Dialekte für unser kulturelles und sprachliches Erbe sowie für die sprachliche und kulturelle Identität der Schweiz aufzeigen.

Nach der ersten Publikation zum Freiburgerdeutschen und der zweiten zu den Patois valaisans, der dritten Ausgabe zu rätoromanischen Volksliedern aus der mündlichen Tradition und der vierten zu den von Fremdkontakten zeugenden Einflüssen in der Sprache der italienischen Schweiz befasst sich der Band V mit der Thurgauer Mundart. Martin Graf situiert den Ostschweizer Kanton sowohl in geographischer wie auch in sprachlicher Hinsicht auf der Schweizer Landkarte, erklärt dessen Entstehungsgeschichte aus historischer Perspektive, betont dessen Besonderheiten und widerspricht gängigen Klischees: So werden der progressive Charakter und die Neuerungsfreundlichkeit der Thurgauer Mundart(en) hervorgehoben. Anhand des Kantons Thurgau erläutert Martin Graf den Ost-West-Diskurs, erklärt die Entstehung des Übernamens «Mostindien» und sucht nach den Kriterien, welche Dialekte unbeliebt bzw. «schön» machen.

Nicht zuletzt sei auf das kleine Florilegium verwiesen, dessen Texte aus verschiedenen Jahrhunderten Eigenheiten der Thurgauer Mundart dokumentieren.

Wir freuen uns, Ihnen den fünften Band unserer Publikationsreihe überreichen zu dürfen, und wünschen Ihnen eine anregende Lektüre.

Vorwort

Elvira Glaser

Wie man im Kanton Thurgau spricht, wird eher selten thematisiert. Die Thurgauer Mundarten gehen meist in einer vagen Vorstellung von «Ostschweizerisch» unter oder werden gar dem St.Galler-Deutschen zugerechnet. Aber auch unter den Einheimischen ist man heute oft unsicher, ob es so etwas wie eine Thurgauer Mundart überhaupt (noch) gebe. Die sprachwissenschaftlichen Laien befinden sich mit einer solchen zurückhaltenden Einschätzung aber nahe an der wissenschaftlichen Position, nach der sich kaum scharfe Grenzen zwischen Dialekten finden lassen und es jedenfalls keine Dialekte gibt, die durch Kantonsgrenzen abgegrenzt werden. Dass man im Thurgau nicht einfach einen bestimmten Thurgauer Dialekt spricht, ist also nichts Besonderes und gilt auch für andere Kantone. Andererseits gibt es aber doch auch sprachliche Merkmale, die typischerweise im Kanton Thurgau anzutreffen sind oder zumindest anzutreffen waren. Denn es ist nicht zu leugnen, dass in den letzten Jahrzehnten manche mehr oder weniger auffällige sprachliche Besonderheiten zumindest in bestimmten Gegenden beinahe verschwunden sind. So hört man im Alltag am Seerhein nicht mehr häufig die Wörter Büle und Tünne oder die Lautformen Staa und Bomm. Leider gibt es kaum neuere Untersuchungen dazu, wie sich die Dialekte, beispielsweise hier am Thurgauer Nordrand unter dem Einfluss des Bevölkerungswachstums einerseits und der gestiegenen Mobilität der Einwohner andererseits, verändert haben.

Angesichts dessen ist es besonders erfreulich, dass die SAGW nach dem Freiburgerdeutschen nun dem dialektologisch eher vernachlässigten Thurgauerdeutschen ein Heft widmet. Martin H. Graf, Redaktor am Schweizerischen Idiotikon und im Thurgau wohnhaft, kommentiert die Charakteristika des im Thurgau gesprochenen (älteren) Dialekts, erklärt die vielfältigen innerthurgauischen Unterschiede und Grenzverläufe, wie etwa die bekannte Beggeli-Grenze und die Thurgrenze, er gibt Hinweise auf deren Entstehung und er macht immer wieder Bemerkungen zu den heutigen Verhältnissen. Die Veränderungen im Dialekt stellt er in den allgemeinen Rahmen sprachlichen Wandels. Sprache ist in ständiger Bewegung begriffen, so auch der Dialekt im Thurgau, wie man an den beigegebenen Textproben sehen kann.

Vorbemerkung zur Mundartschreibweise

Die Dialekt-Verschriftung in dieser Publikation richtet sich im Wesentlichen nach der sehr einfachen Schreibweise, wie sie etwa Rudolf Hotzenköcherle in seinen «Sprachlandschaften der deutschen Schweiz» von 1984 verwendet (sog. «Schwyzer-tütschi Dialäktschrift» oder «Dieth-Schreibung»). Langvokale sind durch doppelte, Kurzvokale durch einfache Vokalschreibung gekennzeichnet; verstummte Konsonanten werden nicht geschrieben, gelängte, geminierte, lenisierte, affrizierte Konsonanten usw. werden so geschrieben, wie man sie intuitiv ungefähr schreiben würde. Wo es explizit um Phoneme geht, werden diese nach der üblichen philologischen Praxis dargestellt. Phonetisches wird, wo nötig, in eine vereinfachte IPA-Schrift umgesetzt. Sonderfälle werden an Ort und Stelle im Text explizit erläutert oder erklären sich aus dem Kontext.

Zitierte Mundarttexte anderer Autoren werden in der originalen Form belassen.

Einleitung: Gibt es eine «Thurgauer Mundart»?

Wird man als Thurgauer in Zürich als Ostschweizer erkannt, bekommt man zur Begrüssung gerne den Schlachtruf des FC St. Gallen zu hören, *Hopp Sanggale, ine mit em Bale*, meist mit übertrieben hellen (oder auch «spitzigen»), wie man sie auch nennt) *a*-Lauten ausgesprochen. Der Thurgauer hat dann empört zu erklären, dass er kein St. Galler sei, sondern eben Thurgauer. Ist er jedoch aufgefordert zu erklären, worin sich die Thurgauer Mundart vom St. Galler Dialekt unterscheide, wird es plötzlich schwierig. Vielleicht kann das eine oder andere Wort angeführt werden, das es (vermeintlich) im anderen Kanton nicht gebe oder umgekehrt; oder man kennt eventuell einen Archaismus, den es (vermeintlich) in der je anderen Mundart nicht gegeben habe usw. Im Wesentlichen jedoch bezieht sich das spezifisch thurgauische Zugehörigkeitsgefühl mehr auf das politische Gebilde, weniger auf die eigene Sprache. Und die Abgrenzung vom St. Gallerdeutschen ist schwerpunktmässig eine vom Dialekt der Stadt St. Gallen oder allenfalls eine Abgrenzung von den Mundarten, die im südlich benachbarten Fürstenland oder in der Region Wil gesprochen werden; bereits das Toggenburg und seine Mundart fallen meist aus dem Bezugsrahmen. An einer Tagung zur alemannischen Dialektologie im Jahr 2005 demonstrierte ein bekannter Schweizer Professor für Linguistik ein theoretisches Modell, das darstellen sollte, wie dialektologische Laien mentale Kategorien bilden, anhand derer sie dialektgeographische Zuordnungen vornehmen. Zur Veranschaulichung präsentierte er einen fiktiven Berner («Georg aus Bern»), der in einer radialen Struktur die bekannte Märchenerzählerin Trudi Gerster als prototypische Sprecherin des St. Gallerdeutschen einordnete, die wohl ebenso bekannte Journalistin Mona Vetsch als etwas «weniger prototypische St. Gallerin». Dass ein «realer» Berner diese Einordnung vielleicht tatsächlich so vornehmen würde, ist gut denkbar, obschon Mona Vetsch eine waschechte Thurgauerin ist, die nicht einmal in der Nähe des Kantons St. Gallen aufgewachsen ist. Dass der Professor (wohl absichtlich) gerade eine Thurgauerin für sein fiktives Experiment wählte, macht deutlich, wie sehr auch in einer professionellen Perspektive die Ostschweiz als dialektaler Kontinuitätsraum wahrgenommen wird. Und das sicherlich nicht ganz zu Unrecht.

In der Tat ist das Beschreibungsverfahren von Mundarten auf der Folie der politischen Gliederung der Schweiz in Kantone ein dialektologisches Konstrukt, das sich traditionell zwar gut bewährt hat, das jedoch auch Schwächen hat. Während die Westgrenze des politischen Thurgaus mit einem robusten Bündel von Sprachgrenzlinien (sogenannten Isoglossen) kongruiert, das lediglich an der Grenze zum nördlichen Zürcher Weinland leichte Unschärfen aufweist, und während die Nordgrenze, abgesehen von der kleinen gemeinsamen Grenze mit Schaffhausen, auch die Staatsgrenze an Obersee, Seerhein, Untersee und Rhein bildet, so ist die angebliche Südgrenze zu St. Gallen doch vielmehr ein eigentlicher Kontinuitätsraum, der durch kaum eine aussagekräftige Isoglosse zerteilt wird. Vor diesem Hintergrund kann man dem Professor freilich keinen Vorwurf machen, dass er Mona Vetsch als St. Gallerin eingeordnet hat. Wenn man nun aber daraus schliesst, dass in dieser Nordostecke der Schweiz eine einheitliche Mundart gesprochen wird, so stimmt auch dies nicht – oder jedenfalls nur bedingt nicht. Diesen Sachverhalt hat bereits 1965 der Germanist, Journalist und Heimatdichter Ernst Nägeli wie folgt beschrieben:

«Es gibt keinen thurgauischen Dialekt, der ungefähr das ganze Kantonsgebiet umfassen würde. Entsprechend der dezentralisierten Besiedlung und der verzipfelten Form der Kantons Grenzen sowie der Nachbarschaft anderer Kantone und Sprachgebiete, haben wir vielerlei Mundarten. Sie haben zwar vieles gemeinsam, aber doch sozusagen von Ort zu Ort ihre Eigenheiten. Wenn ich das feststelle, so muss ich ehrlicherweise leider einschränken: Es scheint sich so etwas wie eine gemeinsame Mundart anzubahnen; das Besondere, das der Sprachkarte seine bunte Farbe verlieh, tritt immer mehr zurück, verblasst zugunsten eines Gemeinsamen, das sich vom Schriftdeutschen nährt und nach jenem ausrichtet» (Nägeli 1965, 29).

Jenes «Gemeinsame» also scheint das Kleinräumig-Lokale abzulösen, und zwar nicht nur in der Binnengliederung der Thurgauer Mundart, sondern, wie man bald 50 Jahre nach Nägeli feststellen kann, auch in einer gesamt-ostschweizerischen Perspektive. Hier beginnt sich nämlich eine Koinē-artige Varietät (eine Art Gemeinsprache) von Schaffhausen bis St. Gallen auszudehnen. Dies verunschärft die Innen- wie die Aussenperspektive, so dass, wenigstens an der Oberfläche, in der Tat nurmehr wenige eindeutige Kennzeichen für die eine oder andere Lokalmundart festzustellen sind. Vielleicht sind die Ausgleichs-

prozesse, die in der traditionellen Dialektologie seit jeher gebetsmühlenartig betont werden, aber stärker topischer Natur, als man es vielleicht wahrhaben möchte, jedenfalls im Hinblick auf den vom jeweiligen Beobachtungszeitpunkt betrachteten Gegenstand. Denn jede Generation meint für sich einen je besonders starken Zerfall traditioneller Dialektstrukturen zu erkennen. Es erstaunt darum nicht, dass Ernst Nägeli bereits über 20 Jahre zuvor feststellte:

«[Man hat] in letschte Joore e starchy Sproochwandlig chöne verfolge. [...] Es ist en Aart ostschwyzzerischi Sprooch im Entstoh, wo sich em hütige st. gallische noochstoht, ond die Lüüt, wo no e bodestendigs Thurgauertüütsch chöned rede, werded selte» (1941, 7).

Als scharfer Beobachter der sprachlichen Gegenwart(en) hat Nägeli sicherlich manch richtige Beobachtung gemacht; entgegen ist ihm aber, dass der Thurgau als eigenständiges sprachliches Gebilde im schweizerischen Nordosten auch phantomhafte Züge trägt.

Die Gemeinsamkeiten mit Schaffhausen im Nordwesten und St. Gallen im Süden und Südosten waren auf alle Fälle schon immer ganz besonders ausgeprägt, und sie kommen nicht erst «in letschte Joore» zum Tragen. Dazu gesellen sich die Gemeinsamkeiten mit den Dialekten jenseits von Rhein, Unter- und Obersee, die teilweise so weit ins Schwäbische ausgreifen, dass das isolationistische Weltbild der Dialekt-Nostalgiker seine scharfen Konturen verliert. Ein vorrangiges Ziel dieses Büchleins wird es also sein, den Thurgau bei aller kleinräumigen Strukturierung immer auch als Teil eines grösseren Gefüges im schweizerischen Nordosten respektive im östlichen Alemannischen zu begreifen.

Das bedauernd-nostalgische «leider» von Nägeli (1965) ist übrigens aus der Sicht der Sprachwissenschaft geradezu ein «glücklicherweise», denn erst die dynamischen Aspekte von Sprache machen diese überhaupt zu einem objektiv beschreibbaren Gegenstand. Wenn wir im Folgenden also die Mundart(en) im Gebiet des heutigen Kantons Thurgau unter die Lupe nehmen, so betrachten wir eigentlich ein Gefüge, das in ständiger Bewegung ist. Fixpunkte, anhand derer wir Besonderheiten beschreiben und Veränderungen beobachten können, sind die folgenden:

- Das klassische Mittelhochdeutsche auf alemannischer Grundlage, das etwa vom 11. bis ins 14. Jahrhundert gesprochen und geschrieben wurde und besonders aus den zahl-

reichen literarischen Denkmälern jener Zeit bekannt ist. Da das neuzeitliche Schweizerdeutsch noch immer zahllose Gemeinsamkeiten mit dieser alten Sprachstufe hat – man geht davon aus, dass sich die Deutschschweizer Dialekte im Wesentlichen zwischen dem 11. und 15. Jahrhundert herausgebildet haben –, liegt es nahe, die Abweichungen vom Mittelhochdeutschen besonders genau zu betrachten. (Übrigens stellt der Thurgau mit Ulrich von Zatzikhofen [d.i. vermutlich das heutige Zezikon bei Affeltrangen] selbst einen Vertreter jener klassischen mittelhochdeutschen Dichtersprache. Ulrich verfasste um ca. 1200 einen Versroman mit dem Titel «Lanzelet».)

- Der Sprachstand zu Beginn des 20. Jahrhunderts, den Fritz Enderlin in seiner Dissertation von 1911 über die Mundart von Kesswil dokumentiert und beschrieben hat. Enderlin hat zudem für seine Zeit bahnbrechende Überlegungen «zur Frage des Sprachlebens» – heute würde man sagen: zur Sprachwandeltheorie – gemacht, und sie gilt es auch hier stets im Auge zu behalten.
- Der Sprachstand in der Schweiz, der zur Zeit der Dialekterhebungen im Rahmen der Arbeiten am «Sprachatlas der deutschen Schweiz» (SDS) geherrscht hat, also zwischen 1940 und 1958. Der SDS dokumentiert auf knapp 1550 Karten, die auf einem Fragebuch von 2500 Fragen beruhen, einen immensen Fundus sprachrelevanter Daten, die mit Hilfe von Gewährsleuten aus etwa jeder dritten Deutschschweizer Gemeinde zusammengetragen wurden.
- Der Sprachstand im frühen 21. Jahrhundert, wie er von jeder aufmerksamen Person wahrgenommen werden kann.
- Dazu kommen vereinzelte Zeugnisse aus historischen Dokumenten, die Namenüberlieferung und weitere Beobachtungen.

Die (sozio-)geographische Dimension

Mit seinen knapp 1000 km² Fläche (die 135 km² Seen und Flüsse nicht mit eingerechnet) gehört der Thurgau zu den mittelgroßen Kantonen der Schweiz. Die Grenzen zu den Nachbarkantonen St.Gallen und Zürich nehmen kaum Rücksicht auf die

naturräumliche Landschaftsgliederung, sondern reflektieren vielmehr die historischen Gebietseinteilungen in die Alte Landschaft der Fürstabtei St. Gallen, das Bistum Konstanz und die Grafschaft Kyburg. Einzig die Grenze gegen Norden und Nordosten mit dem Seeanstoss sowie die Kantonsgrenze am Rhein sind naturräumlich bedingt. Interessanterweise ist es aber gerade die vermeintliche «Bodenseebarriere», die im Gegensatz zu den anderen Grenzen keine eigentliche Sprachgrenze bildet. Und kurioserweise ist ausgerechnet die Staatsgrenze im Bodensee (Obersee) bis heute nicht als verbindliche Linie festgelegt. Die geographische Ausdehnung des Kantons ist also stark von der historisch-politischen geprägt, und so erstaunt es auch nicht, dass die wichtigsten Siedlungskammern des Thurgaus eine je eigene lokal-geographische Ausrichtung haben und daher eher den Eindruck erwecken, als strebten sie auseinander, als dass sie sich einem gemeinsamen Zentrum entgegenneigten. Grössere Regionen, die nicht mit den Bezirken deckungsgleich sind, sind der Ober-, Mittel-, Unter- und Hinterthurgau (siehe Karte 1). Zum Oberthurgau gehören ungefähr die (ehemaligen) Bezirke Arbon und Bischofszell, zum Mittelthurgau die (ehemaligen) Bezirke Weinfelden und Kreuzlingen, zum Unterthurgau die (ehemaligen) Bezirke Steckborn und Diessenhofen, den Hinterthurgau bildet im Wesentlichen der Bezirk Münchwilen. Neben diesen einteilenden Benennungen existieren noch weitere Namen, die grössere oder kleinere Regionen umfassen, für den Hinterthurgau (der seit 2008 als «Südthurgau» vermarktet wird) etwa der Name *Tannzapfenland*, für den östlichen Ausläufer des Seerückens zwischen Weinfelden und Kreuzlingen der Name *Gögelland*.



Karte 1: aus: Moor 2003, S. 14 [Fassung 2014]

Ein eigentliches politisches, wirtschaftliches und kulturelles Zentrum besitzt der Thurgau nicht. Frauenfeld als Kantonshauptort, zunächst Verwaltungszentrum der Landgrafschaft, später der Landvogtei, bleibt aus verschiedenen Gründen relativ klein. Trotz der aufwendigen und grossflächigen Imagekampagnen des Kantons als Wohn- und Wirtschaftsraum warb Frauenfeld lange mit dem Slogan «die kleine Stadt im grünen Land». Die fehlende Integrationskraft der grösseren Orte drückt sich etwa auch darin aus, dass Weinfelden verwaltungsmässig noch immer ein Dorf ist und auf diesem Status seit jeher beharrt; Kreuzlingen verkauft sich zwar durchaus erfolgreich als eigenständige und konkurrenzfähige «erste Stadt der Schweiz», ist jedoch faktisch lediglich ein zur Stadt zusammengeschlossener Verbund der vier Dörfer Bernrain, Egelshofen, Emmishofen und Kurzrickenbach rund um das Kloster, aber ohne eigentliches städtisches Zentrum. Romanshorn, Arbon, Diessenhofen und Bischofszell haben aufgrund ihrer peripheren Lage kaum integrierende kantonale Sogwirkung, sondern sie orientieren sich mit ihrem ganzen Umland seit jeher nach Schaffhausen respektive St. Gallen und Gossau. Dies hat vor einigen Jahren auch eine Umfrage ergeben, bei der gefragt wurde: «Was bedeutet für Sie: Ich gehe in die Stadt?» (siehe Karte 2). Das Resultat lässt erkennen, dass der Thurgau

kein rundherum abgeschlossenes, mit markanten politischen, geographischen, kulturellen und wirtschaftlichen Konturen gesegnetes Land ist. Im Gegenteil: Der Thurgau ist Teil eines grösseren Gefüges zwischen Zürich, Schaffhausen, St. Gallen und dem süddeutschen Raum. Insofern erstaunt auch die oben beschriebene Tendenz zur Koiné nicht weiter: Sie ist lediglich der sprachliche Ausdruck dessen, was den Kanton auch auf anderen Ebenen als «teamfähig» erweist.



Karte 2: aus: Nyffenegger 2002, S. 323 [Ergänzungen: MHG]

Die historische Dimension

Für einen historischen Überblick mögen im Hinblick auf die sprachlichen Sachverhalte nur die wichtigsten Eckpunkte genügen. Mit der Einverleibung des nordalpinen Raums ins römische Kaiserreich ab 15 v. Chr. wird der Raum der heutigen Schweiz während 400 Jahren durchgehend latinisiert bzw. romanisiert. Aus jener Zeit stammen im Thurgau etwa die bekannten lateinisch-romanischen Siedlungsnamen *Pfyn*, *Frasnacht*, *Feilen*, *Arbon* und vielleicht einige mehr. Bemerkenswert ist dabei vor allem, dass Pfyn als römisches Grenzkastell einen Punkt markiert, der unweit einer bis heute sprachgeographisch

bedeutsamen Linie liegt, der unten noch zu beschreibenden «Beggeli-Grenze». Die ab dem 1. Jahrhundert eingerichtete Grenze zwischen den römischen Provinzen Gallia Belgica im Westen und Raetia prima im Osten, die vermutlich in strenger Süd-Nord-Richtung von Sirmach nach Pfylen oder aber der Murg entlang nordwärts, der Thur entlang ostwärts, anschliessend über den Seerücken nordwestwärts bis zur Römersiedlung Eschenz am Untersee verläuft, teilte vielleicht schon in vor- und frühgeschichtlicher Zeit Siedlungszonen voneinander. Die jüngere «Beggeli-Grenze» trennt, wie die Bezeichnung vermuten lässt, Aussprachevarianten voneinander: So spricht man östlich der Grenze *Beggeli*, westlich *Beckeli* (mit dem für die Deutschschweiz charakteristischen Extremverschiebungsprodukt [kx]), östlich *Agger*, westlich *Acker* usw. Dass die antike politische und die heute noch lebendige Sprachgrenze etwas miteinander zu tun haben, ist eher unwahrscheinlich. Zweifellos konnte aber nachgewiesen werden, dass die östlich der beiden Linien gelegenen Gebiete eine bis weit über die Antike hinaus bestehende Romanität bewahren konnten, während der Westen im Frühmittelalter früher und tiefgreifender alemannisch überschichtet wurde.

Die frühmittelalterlich überlieferten Gaunamen (*Thur-Gau*, *Aar-Gau*, *Wal-Gau* usw.) und deren Kartierung erweisen, dass mit dem Thurgau einst ein Gebiet gemeint sein musste, das sich zwischen Bodensee/Rhein, Aare, Reuss, Glarnerland und Appenzellerland erstreckte (siehe Karte 3).

Die althochdeutschen Gaunamen der Schweiz



Karte 3: aus: Sonderegger 1963, S. 533 [Ergänzungen: MHG]

Einer der westlichen Reflexe dieser grossen Zone ist der Ortsname *Turgi* im Kanton Aargau, der auch auf den Namen *Thur-Gau* zurückgeht (mittelhochdeutsch etwa **Tur-gowe*) und der damit nichts anderes als ‹Thur-Gebiet› bedeutet. ‹Wenn man also von Brugg her die Reuss überquert hatte, war man [im 9. Jahrhundert] schon im *Turgi*, d. h. im Thurgau›, wie es der Aargauer Namenforscher Beat Zehnder formulierte (1991, 426). Natürlich reflektieren die frühmittelalterlichen Gaue und ihre Namen keine Kantone im heutigen Sinn und erst recht keine Mundartzonen oder Dialekträume, sondern sie waren wohl fränkische Verwaltungsbezirke, namentlich im Herzogtum Schwaben. Andererseits dürfen sie auch nicht unterschätzt werden: Gerade die politischen Grenzen zwischen dem Mittelfränkischen und dem Ostfränkischen Reich im frühen Mittelalter sowie die zwischen dem Königreich Hochburgund und dem Herzogtum Schwaben im beginnenden Hochmittelalter dürften Spuren hinterlassen haben, die über das rein Politische hinausgingen. Die heutigen Kantonsgrenzen sind im Detail relativ junge Konstrukte, nämlich etwa des 15. Jahrhunderts. Allerdings entspricht die heutige Kantonsgrenze im Westen schon ungefähr der des Hochmittelalters, wenngleich die Gebiete in dieser Zeit einem Flickenteppich von wechselnden und sich ständig überlagernden Herrschaften glichen. Während Zürich bereits 1351 den ‹ewigen› Bund mit der Eidgenossenschaft einging, war der Thurgau nach dem Aussterben der Kyburger eine habsburgische Landgrafschaft, die mehr und mehr an Konstanz gebunden wurde und eine stärker nach Norden und Osten gewendete Ausrichtung besass. Nach einer zwischenzeitlichen Phase im frühen 15. Jahrhundert, in der der Thurgau zusammen mit Vorarlberg und Tirol reichsunmittelbar war, in der Folge aber wiederum an Konstanz gekoppelt wurde, kam er 1460 als gemeine Herrschaft definitiv in die Hand der Eidgenossen. Ab diesem Zeitpunkt scheint die Sprache der notabene nicht thurgauischen Verwaltung einigen Einfluss auf die Thurgauer Mundart gehabt zu haben. Seit und mit der Reformation hat sich ferner auch der konfessionelle Einfluss Zürichs auf den Osten ausgewirkt. Die sprachliche Westgrenze des Thurgaus scheint sich also besonders zwischen Hochmittelalter und früher Neuzeit herausgebildet zu haben. Gleichzeitig brachte der Schwabenkrieg 1499 die mehr oder weniger verbindliche Festlegung der heutigen Staatsgrenze, so dass die nunmehr drei an den Bodensee grenzenden Staaten den alten Kontinuitätsraum

mehr und mehr ablösten. Die Südgrenze des Thurgaus etablierte sich ebenfalls erst in der frühen Neuzeit, allerdings in mehreren Schritten, da mit dem Arbongau, der Grafschaft Toggenburg und der sogenannten «Alten Landschaft» (der Fürstabtei St. Gallen) ganz unterschiedliche Territorien um eine vorteilhafte Grenzziehung bemüht waren. Die sprachliche Verbundenheit mit dem Süden ist denn auch wesentlich stärker als die mit dem Westen.

Insgesamt zeigt der historische Blick, dass die Nordostschweiz gewissermassen «seit jeher» Teil eines Raumes zwischen Südschwarzwald, Oberschwaben, Allgäu und dem rätischen Alpenraum war. Dieses historisch-geographische Vermächtnis – es hat seine Wurzeln vielleicht in einem frühen östlichen Siedlungsschub der völkerwanderungszeitlichen Alamannen – wirkt bis heute nach und hat nicht zuletzt auf sprachlicher Ebene die Konsequenz, dass das Ostschweizerdeutsche in mannigfach aufscheinenden Kontrast zum übrigen Schweizerdeutschen tritt. Es wirkt auch insofern nach, als sprachliche Innovationschübe meist aus nordöstlicher Richtung ins Schweizerdeutsche treten, der Nordosten also gewissermassen als Innovationsventil fungiert. Und vermutlich findet nicht zuletzt die diffus begründete Unbeliebtheit des Ostschweizerischen ihre Ursache auch darin, dass sich die Nordostschweiz während Jahrhunderten nach Norden und Osten mit dem östlichen süddeutschen Raum sowie Liechtenstein und Vorarlberg orientiert hat und mit den westlichen und südlichen Zonen wenig anzufangen wusste (siehe dazu das letzte Kapitel). Auf der anderen Seite liegen aber die westlichen und alpinen schweizerdeutschen Mundarten an der Sprachgrenze; von sprachlichen Veränderungen wurden sie immer erst spät erfasst, und archaische Züge hatten und haben jeweils länger Bestand. Diese eher bewahrenden und nach innen gerichteten Aspekte des Westens und des Südens stellen einen entscheidenden Unterschied zum Nordosten dar, der in einer Art Scharnierposition zum weiteren deutschen Sprachraum steht.

Die grenzüberschreitenden Aspekte des Nordostens basieren selbstverständlich nicht nur auf den grossräumigen politischen Konstellationen der letzten 1500 Jahre, sondern sie sind auch fest in der modernen Alltagswelt verwurzelt. Die Politikerin, Sozialarbeiterin und Mundartautorin Anna Elisabeth Forster († 2010), die sich stets um die Pflege und Dokumentation ihrer Kemmentaler Mundart bemüht hat, hat gleichwohl nie den Blick für die grösseren Zusammenhänge verloren. Wenngleich das

Leben im Kemmental im Zentrum ihres Werks steht und sich der Blick auf das Alltagsleben der bäuerlichen Welt manchmal etwas verklärt, stellt Forster ohne Bedauern eine Offenheit dem nördlichen Nachbarn gegenüber fest:

«Die Lage vor den Toren der Stadt Konstanz bedeutete für das Kemmental, dass über Jahrhunderte hinweg Fremde durchzogen, sei es auf dem Jakobsweg, dem Pilgerweg, der quer durch das Tal Richtung Innerschweiz führt, sei es auf der sogenannten Konstanzer Landstrasse, dem Handelsweg über den Ottenberg Richtung Wil.

Bis zum 1. Weltkrieg war Handel und Wandel im Kemmental vorwiegend auf die Stadt Konstanz und auf den süddeutschen Raum ausgerichtet. Auf den Märkten wurden Kleider, Schuhe und andere Artikel des täglichen Gebrauchs eingekauft, und beim Photographen liess man die Familienbilder machen. Die Schwabenmäder und die bayrischen Mäde verdigten sich gerne in der thurgauischen Nachbarschaft. Manche blieben, heirateten und trugen zur Blutsauffrischung der Bevölkerung bei.

Diese Offenheit brachte auch eine gewisse Färbung des sprachlichen Ausdrucks. Es fällt auf, wie alte Wörter und Redewendungen dies- und jenseits des Sees den gleichen Ursprung haben» (Forster 1998, 132).

Das Grenz- und insbesondere Seeüberschreitende kommt auch in den literarisch am reichhaltigsten dokumentierten Mundartgegenden des Thurgaus – am Untersee mit dem Dialekt und Soziolekt der Fischer sowie am Obersee mit der Sprache der *Schäffmane*, die die Lastschiffahrt betrieben – gut zum Ausdruck (siehe die Texte im «Florilegium»). Im Folgenden soll nun aber die tatsächliche «Färbung des sprachlichen Ausdrucks» in einigen Details etwas genauer unter die Lupe genommen werden.

Der Thurgau im dialektgeographischen Gefüge des Alemannischen und der nordostschweizerischen Dialekte

Innerhalb der deutschen Mundarten gruppieren sich Teile des Fränkischen, das Bairische (als Sprachbezeichnung mit *-ai-* geschrieben) sowie das Alemannische zu den sogenannten oberdeutschen Mundarten im Süden des deutschen Sprachraums. Das Alemannische bildet somit den südwestlichen Zipfel des Deutschen. Zu dieser in sich wiederum vielfältigen Grossgruppe von Dialekten zählt man das Niederalemannische am Oberrhein (mit Baden, Teilen des Elsass, aber auch Basel), das Schwäbische vom Nordschwarzwald bis ins Allgäu, das Mittelalemannische vom Hegau bis ins Oberallgäu (mit dem Bodenseeraum sowie Vorarlberg und Liechtenstein), das Hochalemannische in der Nordschweiz sowie das Höchstalemannische im alpinen Raum. Das Niederalemannische und das Schwäbische werden oft als Nordalemannisch zusammengefasst, das Hoch- und Höchstalemannische als Südalemannisch. Das Mittelalemannische wird meist auch unter das Niederalemannische subsumiert und damit dem Nordalemannischen zugerechnet. Die Mundart des Thurgaus ist somit ein nordöstlicher Vertreter des Hochalemannischen, hat aber auch Anteil am Mittelalemannischen (besonders dem Bodenseeealemannischen) bzw. stellt eine Übergangszone dar, die bald eher nach dem Mittelalemannischen, bald eher nach dem Hochalemannischen geht. Auch unter dialektgeographischen Gesichtspunkten steht der Thurgau (und mit ihm Teile von Schaffhausen und St. Gallen) somit gewissermassen zwischen den Fronten, zwischen Norden und Süden.

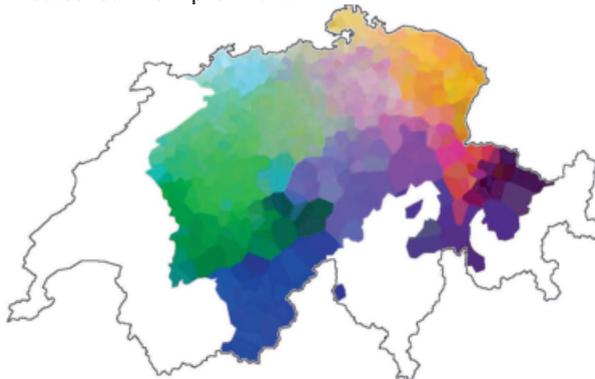
Basis solcher Dialekteinteilungen sind Mundartmerkmale, die sich auf dem Weg der flächendeckenden Befragung (sog. «Enquêtes») von alteingesessenen Sprechern kartieren lassen. Die gängigen Karten, die diese groben Dialektverhältnisse abbilden, zeigen, dass die Grenzen von Dialektmerkmalen nicht immer strikte den Staatsgrenzen folgen. Und was für das Grosse gilt, gilt auch für das Kleine. Regionalmundarten folgen politischen oder Kantonsgrenzen selten über längere Strecken. Andererseits dürften sich manche Mundartmerkmale aber tatsächlich erst durch die politischen Grenzziehungen herausgebildet oder «gestaut» haben, da territoriale Grenzen häufig auch einen akti-

ven oder passiven Mobilitätsstau zur Folge haben. Dazu kommt der nicht zu unterschätzende Einfluss der Schulen, die als kantonal organisierte Institutionen vielfach prägend für «Kantonsmundarten» (und auch kantonal unterschiedliche Varietäten der Aussprache des Hochdeutschen) gewirkt haben dürften. Anna Elisabeth Forster hat diesen Sachverhalt (in ihrer Mundart) 1998 treffend auf den Punkt gebracht:

«Chendegärtnerine ond Leerer hands i de Hand, wa d Chend för e Schprooch reded. D Chend reded wie die andere, wie d Meerheit. De Leerer het dezue en ganz en grossen Ifloss. So chöned o anderschprochigi Chend inegno werde i üseri Tradizio» (S. 22).

Genauso häufig wie entlang politischer Grenzen verlaufen Mundartgrenzen aber auch entlang konfessioneller Grenzen, Grenzen des volkstümlichen Brauchtums usw., wobei allerdings nicht in jedem Fall sicher ist, welche «Grenze» zuerst war resp. in welchem Bedingungsgefüge die Kammerung zu verstehen ist.

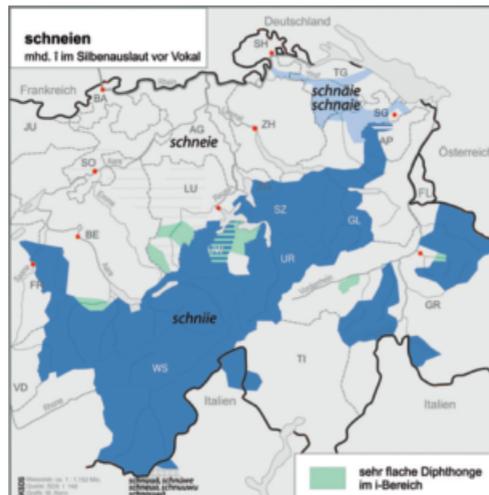
Ein neuartiger Zweig der Sprachwissenschaft ist die Dialektometrie. Ihre Basisdaten bezieht sie zwar aus traditionellen Sprachatlanten, arbeitet mit diesen Daten jedoch in numerisch-mathematischen Verfahren, um möglichst hochrangige, damit sehr abstrakte Ordnungsstrukturen von Dialektähnlichkeiten sichtbar zu machen. Während sich dialektometrisch errechnete Strukturen vielfach nicht mit den traditionellen Dialektkarten decken, tun sie es im Falle der Ostschweiz dennoch: siehe Karte 4 – sie beruht auf 196 Wort-, Laut- und Formenkarten des SDS –, die sehr deutlich zeigt, wie sich die Nordostschweiz als eigene Zone in der Deutschschweiz profiliert.



Karte 4: Autor: Yves Scherrer, Université de Genève

Betrachtet man die alemannischen Mundarten im Raum der heutigen Schweiz nach der traditionellen Darstellungsweise, so erkennt man eine grobe Kammerung der Sprachverhältnisse, die einen deutlichen Ost-West- und einen deutlichen Nord-Süd-Gegensatz sichtbar machen. Diese Sichtweise hat sich in der Dialektologie der deutschen Schweiz gefestigt, auch wenn, wie insbesondere die Forschungen Eugen Gabriels gezeigt haben, grossräumig gesehen die Ost-West-Gegensätze erheblich wichtiger sind als die Nord-Süd-Gegensätze.

Ein Nord-Süd-Gegensatz besteht etwa in der Aussprache des Worts «schneien», mittelhochdeutsch *snien*: Die nördlichen Mundarten haben einen Diphthong *ei* [ei], die südlichen, alpinen, den alten langen Monophthong *ii* (auch \bar{i} geschrieben, vereinfacht phonetisch transkribiert als [i:]). Interessanterweise fallen weite Teile des Thurgaus insofern aus dieser Gliederung, als hier der bereits diphthongierte \bar{i} -Laut weiter zu [ai], teilweise zu [äi] gesenkt wurde (siehe Karte 5), ein Phänomen, das einst nur für die Südhälfte des Thurgaus galt, heute thurgauisch (und nordostschweizerisch) aber sicherlich flächendeckend für alle *ei*-Wörter zutrifft. Auf die *ei/ai*-Frage wird unten noch einmal zurückzukommen sein.



Karte 5: aus: Kleiner Sprachatlas der deutschen Schweiz, S. 232

Neben dieser *schnīen-schneien*-Diphthongierungs-Isoglosse gibt es noch eine Reihe von weiteren Dialektmerkmalen, die eine Nord-Süd-Gliederung des Deutschschweizer Mundart- raums erkennen lassen. Sie alle sind jedoch für die Einordnung der Thurgauer Mundart nur dahingehend relevant, dass sie den Thurgau als klar dem nördlich-mittelländischen Bereich zugehörig erkennen lassen.

Für den Thurgau von grösserer Bedeutung sind die Ost-West-Gegensätze. Gesamtschweizerisch gesehen treffen resp. trennen sich die sprachlichen Merkmale zwar oft etwa an einer Linie Grimsel–Brünig–Napf–Reuss, beispielsweise im Rahmen der Verbalflexion oder von Wortschatz-Besonderheiten. Dialek- tometrische Berechnungen zeigen jedoch, dass die weiter östlich gelegene Linie, die die Nordostschweiz vom Westen trennt, min- destens ebenso prominent hervortritt. Bekannt sind für die zent- raler gelegene Scheidelinie die *Bränte-Tause-*, *Zibele-Bölle-* oder auch die uralte *Matte-Wis(e)*-Isoglosse (siehe Karte 6). Letztere ist auch für den Thurgau von Interesse: Die bis heute anhaltende Beweglichkeit von Mundartgrenzen dokumentiert das Wort *Wis* resp. *Wise* ‹Wiese, Grasland› recht gut. Das ostschweizerische Wort ist ein Import des Hochmittelalters, der von Osten her in die Schweiz gelangt ist und sich langsam weiter westwärts bewegt. Die ältere Überlieferung kennt auch für den Thurgau durchaus viele *Matten*, in den Flurnamen seit dem Beginn der Überliefe- rung bis heute gut bezeugt, im sonstigen Wortschatz allerdings ausgestorben und durch jüngeres *Wis(e)* ersetzt, das umgekehrt im Thurgau jedoch schon sehr früh belegt ist, während es mit fortschreitender Westbewegung immer jünger wird: Während *Wis(e)* nämlich im Thurgau schon im 13. Jahrhundert bezeugt ist, taucht es etwa im Luzernischen erst im 16. Jahrhundert auf. Im Berndeutschen war *Wis(e)* bis vor kurzem noch völlig undenkbar, ja *Matte* galt und gilt auch heute noch in grossen Teilen des Mittellandes als das «altalemannische Normalwort». Erst allmählich und nur ganz langsam scheint es aber auch dort durch *Wis(e)* etwas in Bedrängnis zu geraten. Blickt man über die Landesgrenzen hinaus, so lässt sich der Ost-West-Gegensatz auch daran ablesen, dass sich am alten Westrand des Alemanni- schen *Matte* noch bis Weissenburg im nördlichen Elsass dialek- tal behauptet.



Karte 6: aus: Hotzenköcherle 1984, Karte 28b (o. S.; nach Friedrich Maurer)

Besonderheiten der Thurgauer Mundart(en)

Der neuerungsfreundliche Nordosten

Kennzeichnend zunächst für den schweizerischen Nordosten mit den Kantonen Schaffhausen, Thurgau, St. Gallen und den beiden Appenzell ist eine Reihe von lautlichen und auch ein paar wortschatzmässigen Merkmalen, die ihn vom Westen und Südwesten klar trennen. Dieser Nordosten, als dessen klares Zentrum der Thurgau erscheint, zeichnet sich besonders dadurch aus, dass er im höchsten Grade neuerungsfreundlich ist gegenüber Sprachmerkmalen von nördlich der Bodensee-Rhein-Linie und in einigen Fällen Besonderheiten aufweist, die merkwürdig «unschweizerisch» anmuten und eher an die Standardsprache gemahnen, etwa

- die Vertretung des sogenannten Sekundärumlauts (der Umformung eines alten *a*-Lauts zu einem offenen *ä*-artigen Laut) in Fällen wie (standardsprachlich) *Wespe*, *Hexe*, *Teller* usw.: Während das westliche Schweizerdeutsch hier durchweg sehr offene *æ*-Laute realisiert, werden diese im Nordosten meist neutraler, geschlossener ausgesprochen.
- lautliche Einzelfälle wie (neuhochdeutsch) *sägen*, *Markt*, *Warze*: Die drei Wörter weisen im Osten (besonders nordöstlich der Thur) einen Stammvokal auf, der fast demjenigen des Standarddeutschen entspricht, während im Westen (der teilweise jedoch schon westlich der beschriebenen «Beggeli-Grenze» beginnt) die Lautungen *sa(a)ge*, *Me(e)rt*, *Wäärze* das Bild bestimmen;
- der Konsonantismus bei (neuhochdeutsch) *Acker* und *Kirche*: Germanisch **akraz*, nach der zweiten Lautverschiebung althochdeutsch *ahhar* [axxar], lautete bereits im Mittelhochdeutschen im Nominativ *acker*, und zwar nach dem analogen Ausgleich mit der althochdeutschen Genitivform *akres*. Die Ostschweiz lehnt sich in dieser Beziehung den gemeinhochdeutschen Formen an, wenngleich natürlich der *kch*-Laut [kx] noch überall vorhanden ist. Ähnlich orientiert sich ostschweizerdeutsch *Chirche* (in der älteren Thurgauer Mundart *Chereche*) am Neuhochdeutschen, während westlich des Thurgaus gemein-

hin *Chile* gilt, der Fortsetzer einer speziell alemannischen Entlehnungsvariante (althochdeutsch *kilihha* aus dem griechischen **kyrikē*);

- die Lautung von *zwanzig*: Ähnlich verhält es sich auch mit der Aussprache des Zahlworts für <20>: Hier haben der Thurgau sowie Schaffhausen und nördliche Teile von St. Gallen eine standardnahe Form *zwanzg*, während das Wort sonst im Schweizerdeutschen fast durchgängig eine umgelautete Form *zwänzg* u. ä. verwendet.

Die ei-Laute

Zu den progressiven Zügen der Thurgauer Mundart(en) gehört auch das etwas seltsam anmutende Verhalten der *ei*-Laute. Es lässt sich zunächst anhand der Familiennamengeographie veranschaulichen: Die sogenannte «Senkung der Diphthonge», also die Aussprache [ai] für mittelhochdeutsches *ei* [ei], die nachweislich im Bairischen ihren Ausgang nahm, zeigt sich in der Verbreitung der Familiennamen *Maier* und *Mayer* im äussersten Osten und Norden der Schweiz, während die in Schreibung und Aussprache «alten» Formen *Meier* und *Meyer* deutlich in die zentralen und westlichen Teile des Schweizerdeutschen gehören. Die Schreibungen mit gesenktem Diphthong sind denn auch ausserhalb der Schweiz die üblichen: *Maier* in Baden und Württemberg, *Mayer* in Oberschwaben, Schwaben, Oberbayern und Salzburg, *Mayr* schliesslich in Vorarlberg, Tirol und Oberösterreich. Dass die Aussprache [ai] für mittelhochdeutsch *ei* inzwischen für weite Teile der Ostschweiz (etwa vor Konsonant oder im absoluten Auslaut wie im Wort *frei*, ostschweizerdeutsch [frai], in anderen Positionen aber auch weiter westwärts) gilt, wurde oben bereits erwähnt. Die Sache verkompliziert sich allerdings dadurch, dass altes *ei* im Thurgau typischerweise zu langem *ā* monophthongiert wurde, und zwar vor Konsonant oder im absoluten Auslaut, etwa in Wörtern wie thurg. *haass* (< *heiss*), *Saal* (< *Seil*), *Saapfe* (< *Seipfe*) oder *alaa* (< *alei* «allein»). Als Sonderfall kann die Entwicklung vor Nasal angesehen werden, wo sich *ei/ai* zu offenem *oo* [ɔ:] entwickelt, etwa in *Boo* [Bɔ:] (< *Bein*) oder *Stoo* [Stɔ:] (< *Stein*). Karte 7 zeigt, dass das Monophthongierungsphänomen typisch nordostschweizerisch ist und – mit regionalen Unterschieden – eine Fortsetzung nördlich von Rhein und Bodensee findet.



Karte 7: aus: Gabriel 1982, S. 299

Ein besonders hübsches Zeugnis für das charakteristisch thurgauische *aa* ist ein lateinisches Hochzeitsgedicht aus dem Jahr 1644, das ein Pfarrer seinem Basadinger Amtskollegen Johann Kaspar Schwyzer widmete (vgl. Schwyzer 1900). Darin findet sich das folgende Distichon:

*Lingua in Rhenana dialectus Dorica latum
A sonat. Hoc notum est, sponse, idioma tibi.*

Angespielt ist hierin auf die Tatsache, dass in der dorischen Form des Griechischen ein archaischer langer \bar{a} -Laut erhalten blieb, während das Attische, auf dem die spätere Koinē beruhte, daraus ein langes offenes \bar{e} entwickelte. Die Pointe des Spruchs besteht darin, dass Schwyzer nicht nur Thurgauer war, der jenen ähnlichen \bar{a} -Laut auch in seiner eigenen Mundart sprach, sondern dass er als Verfasser eines «Thesaurus ecclesiasticus» auch ein profunder Kenner der griechischen Dialekte war.

Freilich ist diese thurgauische Eigenart im Rückzug begriffen. Schon 1911 konnte Fritz Enderlin feststellen, dass insgesamt

im Thurgau *aa* aus *ei* langsam durch *äi* ersetzt werde, den Laut, der heute besonders für Schaffhausen charakteristisch ist. Heute gilt im Thurgau meist der standardnahe Diphthong [ai], für den auch erneuter Einfluss von «aussen» verantwortlich gemacht werden kann: das Hochdeutsche (im Sinne von Schrift- oder Standardsprache). Oder umgekehrt formuliert: Die *aa*-Lautung bedeutete eine auffällige Distanz zur Standardsprache, die ja als unerschwellige Orientierungsvarietät gilt. Andererseits hatte es die *aa*-Lautung auch noch aus einem weiteren Grund schwer: Ihr fehlte ein urbanes Zentrum, das für eine Stabilisierung (und Prestigeförderung) wichtig gewesen wäre. Dieser zweimalige Lautwandel mit identischem Resultat verdeutlicht umso mehr die Zugehörigkeit des Nordostens zum alten «Nordostblock», der weit über den Bodensee hinausweist. Zusammenfassend und vereinfachend kann man sagen, dass das hier beschriebene «mobile» *ei* im Thurgau folgende Entwicklungen mitgemacht hat: [ei] > [ai] > [a:] > [äi] > [ai].

Im Zusammenhang mit den *ei*-Lauten sei noch auf eines der schönsten Thurgauer Wörter hingewiesen, den *Laamsüüder*. Das Wort, das im Schweizerischen Idiotikon (VII 316) in dieser Lautgestalt nur für den Thurgau und das Appenzellerland angeführt wird, ist etymologisch gesehen eigentlich der *Lämsieder* oder *-süüder*, der «Leimsieder». Da man das Erstglied des Worts offenbar häufig in der schriftdeutschen Form *Leim-* benutzt hat, konnte dieses mundartlich zu *Läm* (eigentlich das Wort für «Lehm») diphthongiert und damit umdeutend mit «lahm» in Verbindung gebracht werden. Dazu trägt natürlich auch die Tatsache bei, dass das Sieden von Tierabfällen für die Herstellung von Knochenleim effektiv eine langwierige, wenig «aktive» Tätigkeit ist. Die im Idiotikon angegebene Bedeutung «Leimsieder, langsamer, energieloser Mensch» hat also nicht nur mit der umdeutenden Lautgeschichte, sondern auch mit der «Arbeitsgeschwindigkeit» des Handwerks selbst zu tun.

Neuhochdeutsche Monophthongierung und Diphthongierung

Vor einigen Jahren konnte nachgewiesen werden (vgl. Berchtold/Graf 2006), dass der schweizerische Nordosten in der Schriftsprache zentrale Merkmale der neuhochdeutschen Standardsprache, nämlich die Produkte der neuhochdeutschen Monophthongierung (Beispiel: *guet* > *gut*) und Diphthongierung (Beispiel: *Huus* >

Haus), teils Jahrhunderte früher übernommen hatte, als dies die Kanzleisprachen der südlicheren und westlicheren Gebiete getan haben. Insbesondere die Namenüberlieferung zeigt eindeutig, dass die entsprechenden Prozesse im Nordosten wesentlich früher fassbar werden:

Reflexe von	TG	SG	ZH	AG	SO	UR	LU
Diphthongierung	1412	1550	1680	1610	1560	1710	1760
Monophthongierung	1408	1444	1431			1604	1619

Freilich betrifft dies nur die Schrift, aber sie zeigt immerhin, an welchem Vorbild sich diese orientiert: an der Sprachentwicklung im weiteren südostdeutschen Raum.

Fazit

Interessant ist, dass gewisse Wandeltendenzen mit dem Ausbruch des 1. Weltkriegs (und der wachsenden Bedeutung der politischen Grenzen) ein jähes Ende gefunden haben, andere wiederum ungebrochen weiterwirken. Man hat solche jüngeren Entwicklungen jedoch meist in einem grösseren Kontext zu betrachten, in dem die Mobilität, der Status der Schriftsprache und des Schreibens überhaupt sowie die Rolle der Medien mitberücksichtigt werden müssen.

Erstaunlich und bemerkenswert ist insgesamt, dass der Nordosten historisch gesehen etwas neuerungsfreundlicher ist als der nordwestlich anschliessende Grenzsaum der Schweiz mit den nördlichen Gebieten von Zürich, Aargau und Basel. Freilich gibt es auch Neuerungenstendenzen aus dem (Nord-)Westen; sie kommen aber meist aus dem elsässisch-oberrheinischen Raum. Der mittlere Nordrand der Schweiz – wohl aufgrund der Nähe zum wenig besiedelten Schwarzwald – fällt punkto grenzüberschreitender sprachlicher Progressivität weniger ins Gewicht. Rudolf Hotzenköcherle (1984, 96) fasst die Sachlage wie folgt zusammen:

«Dabei wird auch hier wieder deutlich, daß der nördliche Druck in vielen Fällen zangenförmig wirkt, indem zuerst nur die Nordwest- und die Nordostecke erfaßt werden – letztere allerdings in vielen Fällen zunächst entschiedener, tiefer greifend als erstere.»

Nicht zuletzt hat aber auch die Schule ihren Teil zu den Neu-

erungen im Nordosten beigetragen – ein Aspekt, der von Beobachtern der Thurgauer Mundart immer wieder betont wird. Schon Johann Adam Pupikofler hat in seiner grossen Beschreibung des Kantons Thurgau von 1837 in dem Abschnitt zur Sprache bemerkt:

«Durch die Schule hat freilich das diphthongenreiche Hochdeutsch auch beim Volke bereits so viel Einfluß ausgeübt, daß der reinere alemannische Dialect dem Fremden kaum mehr vor die Ohren kommt» (S.118).

Dass der «reine Dialect» ein Trugbild ist, kann hier nicht weiter thematisiert werden (siehe dazu weiter unten). Unbestritten bleibt aber die Mitbestimmung der Schule bei der kantonalen Prägung eines Dialekts.

Der archaische Nordosten

Neben den Mundartzügen, die den Thurgau als neuerungsfreundlich kennzeichnen, gibt es auch einige wenige, die den Nordosten als relativ konservativ erweisen, so etwa in den im Folgenden zu besprechenden Phänomenen.

Speck und Wetter

Die Vertretung von germanisch *ē* in Wörtern wie (neuhochdeutsch) *Speck* und *Wetter* entspricht ganz der alten, mittelhochdeutschen Realisierung. Während die beiden Wörter im Westen mit einem sehr offenen Stammvokal artikuliert werden (einem *ä*-Laut, wie ihn der Ostschweizer kaum artikulieren kann), klingen sie im Nordosten eher «neutral», fast wie im Hochdeutschen. Was hier auf den ersten Blick wie eine Neuerung aussieht, ist in Wahrheit ein eigentlicher Archaismus. Die westschweizerdeutsche Entwicklung hin zu überoffenem [æ] ist nämlich jünger.

hoch oder hööch?

Ähnliches gilt für den Vokal im Adjektiv (neuhochdeutsch) *hoch*: Während «normalschweizerdeutsch» die Lautung *hööch* gilt, hat der Nordosten *hoch*, eine Lautung, die ganz dem mittelhochdeutschen *hōch* entspricht. Man könnte hier zwar vermu-

ten, dass früher auch im Thurgau *hööch* gegolten haben mag und sich später unter dem Einfluss der Schriftsprache *hooch* durchsetzte. Doch das Gegenteil scheint der Fall zu sein: *hooch* ist die alte, mittelhochdeutsche Lautung, und erst in jüngerer Zeit hat sich in weiten Teilen der Deutschschweiz die Form mit Umlaut etabliert, während der Nordosten bei *hooch* blieb.

Mer gond ...

Die (ältere) Thurgauer Mundart bildet die Pluralformen bestimmter Verben durchgehend ohne Umlaut, während etwa das Zürichdeutsche umlautende Plurale kennt. Betroffen sind die Verben schwzdt. *gaa* ‹gehen› (*gond*), *staa* ‹stehen› (*stond*), *laa* ‹lassen› (*lond*), *schlaa* ‹schlagen› (*schlond*), *haa* ‹haben› (*hond* oder *hand*), *choo* (*chomed* oder *chond*), *müese* ‹müssen› (*mond*) und *tue* ‹tun› (*tond*), während westlich die umlauthaltigen Formen *gönd*, *stönd*, *lönd* usw. gelten und heute in der jüngeren Generation häufig auch im Thurgau zu hören sind.

Die Laut- und Formenbildung von ‹müssen› ist ferner auch dahingehend interessant, dass sie im ganzen Paradigma ein typisch nordostschweizerisches und besonders thurgauisches Gepräge hat: Die 1. und 3. Person Singular lautet in einem Streifen vom westlichen Bodenseeufer durch den Nordthurgau, die Nordgebiete von Zürich, ganz Schaffhausen sowie die Nordostecke des Aargaus *ich/er mue(n)*, während südlich dieser Zone flächendeckend *er mues(s)* gesprochen wird. Die Pluralformen mit *mond* und *muend* beschränken sich dann nur noch auf einen schmalen Streifen von Schaffhausen durch den Nordthurgau und rheintalwärts bis Azmoos (SG). Die übrige Schweiz hat umgelautete Formen. Die Singularformen haben häufig ein auslautendes *-n*, das besonders bei Inversion zum Tragen kommt (*muen i*) und dann sogar in Infinitivformen wie *muene* sowie (jünger) *müene* münden kann.

En Eier ‹ein Ei›

Die Formenbildung am Rande betrifft auch der alte Singular des Worts für das ‹Ei›; es lautet im älteren Thurgauischen (sowie in wenigen anderen Reliktzonen) *Eier* und ist von älteren Sprechern durchaus noch zu hören. Dass dahinter die urgermanische

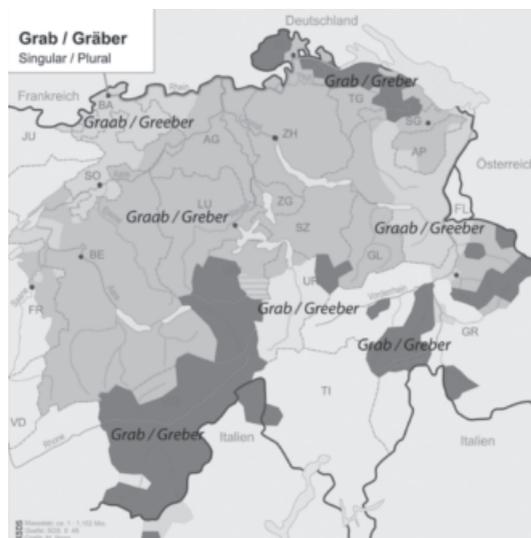
Stammform des Singulars steckt, wie bisweilen behauptet wird, ist mehr als zweifelhaft. Vielmehr dürfte hier der Plural in den Singular vorgedrungen sein, wie man es bei Wörtern, in denen «die pluralische Form ein sozusagen natürliches Übergewicht über die singularische hat» (Hotzenköcherle 1986, 283), häufig beobachtet.

Milech und Chereche

Bestimmte Wörter bewahren alte Nebensilben, die sonst weitgehend ausgestossen werden, etwa das Wort *Milech*, «Milch», das auf germanisch **melukz*, althochdeutsch *miluh*, mittelhochdeutsch *milech* zurückgeht, während westliche Mundarten, meist bereits in älterer Zeit, den Vokal der zweiten Silbe aufgegeben haben. Demselben Phänomen begegnen wir auch beim Wort für die «Kirche», welches bei älteren Sprecherinnen und Sprechern noch als *Chereche* zu hören ist: Es basiert auf einer althochdeutschen Entlehnungsform *kirihha*, einem dreisilbigen Wort, das im Frühmittelalter aus dem griechischen, ebenfalls dreisilbigen Wort **kyrikē* entlehnt wurde. Denkbar ist zuletzt, dass auch die dreisilbige Rufnamenform *Uelerech* (= *Ulrich*) einen Reflex des alten Dreisilblers *Uodalrich* darstellt.

Grab/Greber

Charakteristisch für den Nordosten, d. h. für den Thurgau nördlich der Thur, das St. Galler Fürstenland sowie Teile von Schaffhausen, ist die Bewahrung alter Kürze in einsilbigen Wörtern, siehe Karte 8. Das Wort *Grab* wird also mit kurzem *a* ausgesprochen, ebenso das Wort *Glas*, das Wort *Mos* «Moos» mit kurzem *o* usw. Die Laute entsprechen hier ganz den mittelhochdeutschen Verhältnissen, ähnlich den Reliktgebieten im Berner Oberland, im Wallis und in den Walsersiedlungen. Dadurch, dass sich der südliche und der westliche Teil des Thurgaus wie Zürich und das Mittelland verhalten, nämlich mit langvokalischem Singular *Graab* und kurzvokalischem Plural *Greber*, entsteht eine faktische Zweiteilung des Kantons entlang der «Thurgrenze». Diese wird unten noch bei der Besprechung der innerthurgauischen Mundartgliederung zur Sprache kommen.



Karte 8: aus: Kleiner Sprachatlas der deutschen Schweiz, S. 248

Öppis z ässed

Ferner ist eine sehr altertümliche Form des Gerundiums (*zu essen, zu machen*) zu nennen: und zwar lautet es, etwa im Satz «Ich möchte etwas zu essen»: *I möcht öppis z ässed* (bzw. *-id*) in Schaffhausen, der Nordostecke des Thurgaus, den nordöstlichsten Teilen St. Gallens sowie in ganz Appenzell. Historisch geht die Form auf eine Bildung mit *-nd-* zurück, nämlich mittelhochdeutsch *ze äzzende*.

Archaisches im Wortschatz

In seinen «Sprachlandschaften der deutschen Schweiz» von 1984 präsentierte der Dialektologe Rudolf Hotzenköcherle eine Reihe wortschatzmässiger Archaismen der Nordostschweiz, die für die Sprachgeschichte von eminenter Bedeutung sind. So zeigen Wörter wie *Schmalz* für «Butter», *Struuche* für «Schnupfen», *Zelte* (ein Backwerk), *seechte* «(mit Aschenlauge) waschen», *Dult* «(kirchliches) Fest», *Haller* (eine Münzart), dass ursprünglich «alte südöstliche, schwäbisch-bairisch-österreichische Wort-

landschaften über den Bodensee in die Ostschweiz hineinragen und sie in verschiedener Ausdehnung und Resistenz lexikalisch prägen» (Hotzenköcherle 1984, 99). Auf der anderen Seite erweisen Wörter wie *fürbe* ‹fegen›, *Hääs* ‹Kleid›, *Stadel* ‹Scheune› «eine einst gesamt-südalemannische, dann durch Rückzug aus dem westlichen Alemannischen bloß noch (nord-)ostschweizerische archaische Verbreitung» (ebd.). Die genannten Wörter dürften heute jedoch weitgehend aus dem Sprachgebrauch verschwunden sein.

Weitere Besonderheiten

Die «spitzen» oder «hellen» Vokale

Man nimmt die Ostschweiz in der Regel als Dialektraum wahr, der sich vorwiegend durch geschlossene, helle, ungesenkte, unverdampfte Vokale auszeichnet. Der Volksmund nennt sie oft «spitz» oder «hell»: Phonetisch gesehen werden die Vokale (vorwiegend *a*) einfach höher im Mundraum artikuliert (das heisst mit höherer Zungenposition). Zur impressionistischen Veranschaulichung sei Johann Adam Pupikofer (1837) zitiert:

«Die thurgauische Mundart ... unterscheidet sich ... von derjenigen des Kantons Zürich durch eine reinere, weniger aus der Kehle tönende Aussprache der Vocale, besonders des *a*, *e* und *o*; von derjenigen des Toggenburgs und des Kantons Appenzell durch geringere Gegensätze in der Betonung der Sylben und Wörter, und Vermeidung des so häufig statt des reinen *a* und *ei* figurierenden breiten *ä*» (S. 118).

Eine entscheidende Rolle spielen tatsächlich die langen und die kurzen mittelhochdeutschen *a*-Laute, die in Zürich und im östlichen Aargau, aber auch in einigen weiteren Deutschschweizer Mundarten als Verdampfungs- oder Extremverdampfungsprodukte gegen *o* hin tendieren und die für Zürich beinahe (oft imitierten und karikierten) Schibboleth-Charakter besitzen. In der Ostschweiz hingegen besitzen die Laute in etwa dieselbe (neutrale) Prägung wie die hoch- bzw. standarddeutschen Entsprechungen, ausgenommen sind Gebiete im Schaffhausischen, im unteren Rheintal sowie im Appenzeller Vorderland, wo sehr helles *a* gesprochen wird – was übrigens auch für eine ganze Reihe weiterer Orte in der Schweiz gilt, darunter ein grösseres

zusammenhängendes Gebiet im nördlichen Teil des Kantons Luzern (vgl. SDS I 11). Am allerdeutlichsten erscheint dieses helle *a* übrigens im St. Galler Fürstenland und von da ausgehend auch in den südlichsten Zonen des Thurgaus. Interessanterweise scheint es ein verhältnismässig junges Phänomen zu sein. Ernst Hausknecht charakterisierte es in seiner Dissertation von 1908 (S. 14 f.) als Phänomen der «jüngern Generation», die älteren Gewährsleute realisierten ganz offensichtlich ein eher neutrales *a* oder sogar eines mit «einer ganz leicht dunkleren Färbung». Der Volksmund nannte jenes dunkle *a* und die gesamte Sprechweise der älteren Bevölkerung sinnigerweise «breit» – eine Charakterisierung des Ostschweizer Vokalismus, die heute wohl niemandem mehr über die Lippen käme. Ist also das heutige St. Galler Kennzeichen schlechthin (*Hopp Sanggale, ine mit em Bale!*) eigentlich ein Jugendsprach-Phänomen der vorletzten Jahrhundertwende?

Ähnlich «spitze» Realisierung nimmt die Laien-Wahrnehmung auch für die *i*-, *o*- und *u*-Laute an, im Kontrast zu vermeintlich eher «dunklen» Vokalen im Westen. Allerdings sind die Verhältnisse hier ungleich komplexer, und die entsprechenden SDS-Karten zeigen hier selten eine wirklich signifikant ostschweizerische Verteilung einer geschlossenen, hellen Realisierung eines *i*-, *o*- oder *u*-Lauts. Je nach lautlicher Umgebung oder sprachgeschichtlichem Status bestehen teilweise grosse Unterschiede in der Lautung respektive verhalten sich ostschweizerische Varianten analog zu den zürcherischen usw. Ausserdem kennt die Nordostecke des Thurgaus selbst die sogenannte «oberthurgauische Senkung», wo die *i*- und *u*-Laute zu *e* und *o* hin tendieren und sogar mit diesen zusammenfallen. Ferner kann der Nordostschweizer Vokalismus von *i* und *u* auch nicht mit dem standarddeutschen zur Deckung gebracht werden, denn das Standarddeutsche artikuliert die Vorderzungenvokale weitgehend gesenkt, während in der Nordostschweiz sowie in Zürich, etwa im Fall von *Strumpf*, meist ungesenktes, geschlossenes [u] gilt.

Die e-Laute

Interessant sind auch gewisse *e*-Laute, die sprachgeschichtlich kein altes *e* repräsentieren (sondern *a*). So klingt das *e* im Adjek-

tiv (standarddeutsch) *hart* im Thurgau wie ein sehr geschlossenes *e* (kurz, also *hert*), während es sonst üblicherweise im Mittelland eher neutral oder leicht offen realisiert wird. Nur ganz im Westen wird das *e* wiederum geschlossen ausgesprochen, jedoch lang (also *heert*). Ausschlaggebende Bedingung für diese Sonderform(en) ist die Verbindung *r* + Konsonant. Sonst wird dieser sogenannte «Primärumlaut» (wie etwa im Wort *Bett*, das auf germanisch **badja-* zurückgeht) weit über den Nordosten hinaus als geschlossenes *e* ausgesprochen. Ganz einsam steht der Nordosten (nur Thurgau und Schaffhausen) bei der Realisierung des *e*-Lauts im Wort (standarddeutsch) *Hexe*: Hier kennt der Thurgau nur ein relativ neutrales *ä*, während überall sonst ein überoffener *ä*-Laut gesprochen wird. Diesen Laut können ThurgauerInnen in der Regel gar nicht artikulieren, ja er fehlt im System der *e*-Laute ganz. Dieses lässt sich vereinfacht wie folgt darstellen:

	Primärumlaut Beispiel: Vetter	germanisch <i>ë</i> Beispiel: Wetter	Sekundär- umlaut Beispiel: Hexe	System
Althochdeutsch	<i>*fatiro</i>	<i>wëtar</i>	<i>hazissa</i>	
Mittelhochdeutsch	<i>vetere</i>	<i>wëter</i> (gespr. <i>e</i>)	<i>hecse</i> (gespr. <i>æ</i>)	3 Stufen
Zürich	<i>fetter</i>	<i>wætter</i>	<i>hæx</i>	2 Stufen
Thurgau (und SH)	<i>fetter</i>	<i>wëtter</i>	<i>hëx</i>	2 Stufen
SG und AI/AR	<i>fetter</i>	<i>wëtter</i>	<i>hæx</i>	3 Stufen
Standarddeutsch	<i>fëtter</i>	<i>wetter</i>	<i>hexe</i>	1 Stufe

Thurgauer Mundart und Zürichdeutsch unterscheiden sich also in diesem Bereich wesentlich darin, dass der Ausgleich bei den kurzen offenen *e*-Lauten im Zürichdeutschen zur grösseren Öffnung neigt als im Thurgau. Unter dem Gesichtspunkt der Neuerungsfreudigkeit des Nordostens ist die bewahrte alte Dreistufigkeit in gewissen Gebieten von St. Gallen und Appenzell sehr auffällig und stellt einen eigentlichen Rückzugsraum dar. Das kann hier jedoch nicht weiter thematisiert werden.

Die r-Laute

Als eigentliches Herausstellungsmerkmal für die Thurgauer Mundart(en) gilt heute landläufig die spezielle Artikulation des *r*-Lautes im Bereich des hinteren Gaumens. Während ausserhalb der Schweiz die Meinung vorherrscht, in der ganzen Deutschschweiz werde *r* typischerweise als sogenanntes Zungenspitzen- oder vorderes *r* artikuliert, gilt aus Schweizer Sicht, der Nordosten würde hinteres, die restliche Deutschschweiz «rollendes», vorderes *r* sprechen. Beides ist nicht ganz richtig, denn die Sache ist etwas komplizierter, aber vor allem aus historischer Sicht nicht uninteressant.

Tatsächlich ist der hintere *r*-Laut, wie er heute in der Nordostschweiz gesprochen wird, im 19. und frühen 20. Jahrhundert in die Nordschweiz gelangt und hat sich von da in langsamer Südbewegung ausgebreitet (siehe Karte 9). Es scheint, als hätten Bodensee und Rhein auch in diesem Fall weniger als Barriere gewirkt denn als Ventil für die Übernahme von Aussprachemustern, die nördlich des Bodensees beheimatet sind. Ob es sich um die Übernahme einer spezifisch süddeutschen dialektalen Aussprache handelt oder eher die selbsttätige Entwicklung und Ausbreitung einer Prestigevariante, ist schwer zu sagen – sicherlich vollzog sich die Übernahme in einer Zeit, in der «deutschländisches» Deutsch schweizweit sehr hohen Prestigewert besass. Zu bedenken ist allerdings, dass auch das Standarddeutsche, insbesondere die genormte Bühnenaussprache, bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts das vordere *r* bevorzugte.



Qualitäten von mhd. *r* im Anlaut

r Zungenspitzen-*r*

R Zäpfchen-*r*

Q dorsale Varianten neben Zäpfchen-*r* belegt

Karte 9: Autor: Bühler 2004, S. 43

Am mittleren Nordrand der Schweiz, in den Grenzgebieten von Zürich, Aargau und Baselland, konnte sich das Zäpfchen-*r* nicht über die Grenze hinweg ausbreiten, vermutlich weil der Schwarzwald hier einen intensiven Sprachkontakt verunmöglicht hat. Am westlichen Nordrand, namentlich in der Stadt Basel, kennt man zwar ebenso einen hinteren *r*-Laut, allerdings handelt es sich hier um einen artikulationsphonetisch leicht anderen Laut (einen lenisierten velaren Reibelaut) als den thurgauischen. Das baseldeutsche *r* wurde aus dem Französischen entlehnt und reflektiert hier die typische urbane Oberschichtensprache, wie man sie auch aus anderen Metropolen kennt, beispielsweise aus Moskau für das Russische oder aus Mailand für das Italienische. Urbanes, obergesellschaftliches Zäpfchen-*r* gibt es auch andernorts in der Schweiz; es ist aber meist stark sozial gebunden und diffundiert kaum in andere Schichten. Nicht geklärt ist die Herkunft des Zäpfchen-*r* im inneren Gurtneulen, das sogenannte «Chärben»

Das nordostschweizerische hintere *r* ist in sich nicht ganz einheitlich: Neben Zäpfchen-*r*-Lauten kommen häufig auch dorsale (d. h. am Zungenrücken gebildete) Varianten vor, besonders im Umkreis des Bodensees. Auch hat sich hinteres *r* nicht über

den ganzen Thurgau im gleichen Ausmass ausgebreitet, sondern, abgesehen von einigen Ausreissern, wesentlich bis zur Thur.

Die Dynamik des vordringenden hinteren *r* vom Bodenseeraum südwärts muss mit dem Beginn des 1. Weltkriegs ein vorübergehendes Ende gefunden haben. Noch 1931 jedenfalls kennt es Leo Jutz erst «allgemein in Rheineck südlich vom Bodensee» (Jutz 1931, 260). In noch jüngerer Zeit muss das hintere *r* dann über die Thur hinweg weiter südwärts gewandert sein. Vermutlich steht diese Entwicklung im Zusammenhang mit einer Festigung der Kantonsmundart, begünstigt durch schulische Aussprachetraditionen. Auf jeden Fall wurde offensichtlich die weitere inner-schweizerische Dynamik abgebremst, weswegen heute hinteres *r* insbesondere in den Kantonen Thurgau und Schaffhausen verwendet wird sowie in einem schmalen Streifen von Winterthur nordwärts durch das Zürcher Weinland Richtung Schaffhausen.

Was den Aspekt des Mundartwandels anbelangt, so sind wir dank dem Thurgauer Mundartforscher Fritz Enderlin in der glücklichen Lage, aus der Zeit unmittelbar vor dem Ausbruch des 1. Weltkriegs Daten zu besitzen, die die Verwendung von vorderem und hinterem *r* betreffen. Enderlin konnte nämlich 1911 in Kesswil noch feststellen, dass gleichzeitig Kinder der 9. Schulklasse «altes», vorderes *r* sprachen, Kinder der 1. Klasse durchwegs bereits Zäpfchen-*r* und dass Kinder der 4. Schulklasse beide Varianten kannten. Den Befund zu deuten, fiel schon Enderlin nicht schwer, dass nämlich die Übernahme und bevorzugte Verwendung einer neuen Variante in der Schule innert verhältnismässig kurzer Zeit stattfinden konnte. Die Konsequenz schätzte Enderlin allerdings falsch ein. Er ging davon aus, dass sich der Lautwandel nicht würde durchsetzen können, sondern dass das herrschende Vorbild der Elterngeneration bestehen bleiben würde. Wie man heute jedoch weiss, hat sich hinteres *r* im Thurgau fast flächendeckend durchgesetzt und gilt, wie beschrieben, gewissermassen als Kennzeichen schlechthin für die Thurgauer Mundart.

Nasale Tendenzen

Die Aussprache des *r* im hinteren Mundraum hat zur Folge, dass Vokale, auf die ein *r* folgt, gelegentlich einen nasalen Anstrich erhalten und dass das *r* oft gar nicht mehr als einzelner Laut wahr-

genommen werden kann. Es ergibt sich eine sogenannte Koartikulation, bei der der Vokal durch die vorwegnehmende Bewegung des Gaumensegels (leichte Senkung) in den hinteren Mundraum verlegt wird und die Atemluft teilweise durch die Nase entweicht.

eiere und ungewöhnliche Umlaute

Als thurgauische Besonderheit präsentiert sich ferner die Lautung des Worts *eiere* ‹pflügen› (normalschweizerdeutsch: *eere*), die bis in die nördlichen Teile von St. Gallen hineinreicht (Fürstentland bis St. Gallen Stadt). Etwas weitere Verbreitung haben südlich des Bodensees ‹ungewöhnliche Umlautvorkommnisse› (SDS II 93), von denen den Thurgau die Fälle *Grääs* (normalschweizerdeutsch *Graas* ‹Gras›) und *spääre* (normalschweizerdeutsch *spare* ‹sparen›) betreffen. Im Zusammenhang mit Umlautfragen ist auch die umgelautete Singularform von *Tochter* zu nennen; das Wort lautet im gesamten Nordosten (der klassischen Zone vom oberen Rheintal bis Schaffhausen und weiter auch nördlich des Bodensees) *Töchter*, ebenso aber auch in Graubünden sowie in einem zusammenhängenden Gebiet vom östlichen Berner Oberland bis ins Wallis (hier jedoch teilweise entrundet zu *Techter*). Der Umlaut ist – wohl anders als im Fall (Einzahl) *Eier* ‹Ei› (siehe oben) – nicht vom Plural aus in den Singular vorgedrungen, sondern als Affektbildung zu verstehen, ähnlich wie im Fall von *Brüeder*, nur dass dieses eine ganz andere und viel weitere, gesamt-mittelländische Verbreitung aufweist.

Die fehlende Vorsilbe g(e)- bei ‹sehen›

In diesem besonders auffälligen Merkmal unterscheidet sich das Thurgauerdeutsche (mit Teilen der weiteren Nordostschweiz) ganz markant von den westlich gelegenen Zonen: Während dort nämlich das inzwischen gemeinschweizerdeutsche *gʼsee* gilt, haben der Thurgau und die nördlichen Teile von St. Gallen weithin einen Infinitiv und grosse Teile des Flexionsparadigmas ohne Präfix *g(e)-* und zudem ganz eigenartige Ausprägungen der

Stammsilbe, nämlich *seche* nördlich der Thur, (*g*'*sie* südlich der Thur. Walter Haas (2000, 72) hat in einem populären Überblick über die Deutschschweizer Dialekte jenes *seche* sogar zu einem der Hauptmerkmale der Thurgauer Mundart erklärt.

Infinitivanschluss

An syntaktischen Phänomenen hat der Thurgau nichts Spektakuläres zu bieten; er ist beim folgenden lediglich Teil eines größeren zusammenhängenden Gebietes. Beim Infinitivanschluss im Satz ‹Ich habe vergessen, ein Billett zu lösen› heisst es für den Thurgau (Kesswil): *I hon vergesse zom e Billet löse* – was auch noch für Bibern (SH), Schleiheim (ZH), Berneck (SG) und Gais (AR) gilt, Orte, die noch ins erweiterte Bodenseeelemannische hineinreichen, während man sonst eher sagt: *I ha vergesse, es Billet z'löse*.

Die Binnengliederung der Thurgauer Mundartlandschaft

Innerhalb des Thurgaus und über diesen hinaus manifestieren sich im Wesentlichen zwei wichtige Sprachgrenzen: die sogenannte «Beggeli-Grenze», die den Thurgau in einen östlichen und einen westlichen Bereich teilt, sowie die «Thurgrenze», die etwa dem Verlauf der Thur folgt und den Thurgau in einen eher nördlichen und einen eher südlichen Teil trennt.

Ost-West-Gegensätze und die «Beggeli-Grenze»

Es scheint, dass, wie eingangs erwähnt, die Beggeli-Grenze mehr oder weniger mit einer antiken Territorialgrenze übereinstimmt, derjenigen zwischen den spätantiken römischen Provinzen Raetia prima im Osten und Gallia Belgica im Westen. Im Westen jener Linie spricht man *Beckeli* bzw. *Beckcheli* ['bekxəli], im Osten *Beggeli* (siehe Karte 10). Ob die sprachliche Grenze jedoch ein Reflex dieser politischen ist, ist nicht nachweisbar. Tatsächlich decken sich zwar politische Grenzen vielfach mit sprachlichen – nicht von ungefähr sind Kantonsmundarten in der Schweiz ja häufig durchaus real. Während die jüngeren Kantonsgrenzen in der Schweiz jedoch vielfach auch mit konfessionellen Grenzen sowie mit denen kantonaler Schultraditionen kongruieren, weiss man über die tatsächlichen Auswirkungen der spätantiken Provinzgrenzen eigentlich gar nichts. Und aus einem vergleichbaren, aber auch bei weitem nicht deckungsgleichen Grenzverlauf auf einen kausalen Zusammenhang zu schliessen, ist sicherlich nicht legitim. Einen Ansatzpunkt für einen vorsichtigen Vergleich bietet das trennende Phänomen aber dennoch. Denn es geht um die Aussprache des inlautenden, postvokalischen germanischen *k*-Lauts nach der 2. Lautverschiebung sowie um den alten *k*-Laut nach *n* (wie etwa in *denken*). Ein Wort wie germanisch **akraz*, also das hochdeutsche Wort *Acker*, konnte sich dialektal unterschiedlich entwickeln. Grundsätzlich gibt es in der Schweiz drei Formen: *Akcher* (mit [kx]-Laut), *Acher* und *Agger*. Die *Akcher-Acher*-Grenze ist dabei schon darum interessant, weil sie die Nordostschweiz (Schaffhausen, Thurgau, nördliches St. Gallen) vom Rest der Schweiz trennt. Im Inneren dieses Nordostens

manifestieren sich aber nun weitere zwei Zonen: eine westliche mit der Form *Akcher* (oder eben *Bekcheli*) und eine östliche mit der Form *Agger* (oder eben *Beggeli*).

Die Beggeligrenze im Thurgau



Karte 10: aus: Nyffenegger 2002, S. 321

Dass nun im äussersten Nordosten eine Variante *Agger* (*Beggeli*) gilt, die sich vom westlichen Oberseeufer über Märwil ins st. gallische Wil, sodann ostwärts ins St. Galler Rheintal und bis ins Churer Rheintal fortsetzt, ist auffällig. Ja die Form ist nicht nur auffällig, sondern sie widerspricht auch vollkommen der sprachhistorisch zu erwartenden Variantik. Sprachhistorisch ist aber genau jenes Gebiet auch die Zone, in der bis ins frühe Mittelalter noch romanisch gesprochen wurde, wie Gerold Hilty und andere Forscher nachweisen konnten. Könnte es also sein, dass die Realisierung von *Agger* gewissermassen auf romantischem Substrat beruht? Auch das lässt sich nicht beweisen, aber es ist wenigstens eine reizvolle Hypothese.

In der Tat ist die Beggeli-Grenze auch hinsichtlich ihrer fast völligen Beschränktheit auf das erwähnte Phänomen erstaunlich. Zwar verläuft auf einer ähnlichen Linie auch die Aussprachevariantik von hochdeutsch <Warze>: Ungefähr westlich der Murg lautet das Wort *Waarze*, östlich davon *Wäärze*. Und bei der Vari-

antik von <nichts> registriert man westliches *nüüt* bzw. *nüüd* und östliches *nüint* und *nüitz*. Aber die beiden Isoglossen sind gesamtschweizerisch gesehen eigentlich nur die östlichsten Ausreisser des grossen Isoglossenbündels, das sich in südöstlicher Richtung bis ins Churer Rheintal erstreckt. Und auch der Verlauf der beiden Linien südlich des Thurgaus kongruiert wieder mit den bekannten Isoglossen wie derjenigen von (westlichem) *Baum/Boum* und (östlichem) *Bomm*, die ohne grössere Umwege direkt nach Südosten verläuft. Die Beggeli-Grenze hingegen knickt faktisch bereits auf der Höhe von Wil Richtung Osten ab und klammert Appenzell vollständig aus. Der sich daraus ergebende Umriss stellt ziemlich genau jenes Gebiet dar, für das man – wie oben beschrieben – mindestens bis ins ausgehende Frühmittelalter noch eine lebendige romanische Tradition ansetzt.

Eine dialektometrische Betrachtungsweise fördert im Hinblick auf die Beggeli-Grenze Interessantes zutage: Eine Clusteranalyse, die aus 196 SDS-Karten die Ortspunkte zusammenfasst, die einander am ähnlichsten sind, ergibt, wenn man die Dialektlandschaften in der Folge auf 10 Gruppen reduziert, eine Verteilung, wie sie auf Karte 11 ersichtlich ist. Da Übergangszonen ausgeblendet bleiben, entstehen hier harte Grenzen, von denen eine im Nordosten tatsächlich ein Flächengebilde abtrennt, wie es auch die Beggeli-Grenze tut, zumindest auf die Kantonsgrenzen des Thurgaus bezogen (Appenzell ist in dieser Zone weiterhin enthalten). Die Gruppenzahl 10 ist zwar willkürlich gewählt (eine Reduktion auf 9 Gruppen hätte Zürich und die Nordostschweiz bereits zu einer einzigen Gruppe vereinigt), aber das Ergebnis ist eindrucksvoll genug, um aufzeigen zu können, wie stark sich linguistische Ähnlichkeitsbeziehungen im Raumbild niederschlagen können – selbstverständlich auch hinsichtlich der anderen Dialektregionen der deutschen Schweiz.



Karte 11: Autor: Yves Scherrer, Université de Genève

Nord-Süd-Gegensätze und die Thurgrenze

Vielfältiger als die Beggeli-Grenze ist die annähernd dem Verlauf der Thur folgende sogenannte Thurgrenze. Nach Rudolf Hotzenköcherle (1984, 107) liegt in ihr «wohl sogar einer der markantesten Züge der innerthurgauischen Mundartgliederung». Sie zeigt sich etwa in den Gegensätzen, dass man südlich der Thur für das Zahlwort «sechs» *sächs* spricht, nördlich der Thur *seggs*, für «Glas» und «Grab» südlich der Thur *Glaas*, *Graab* (aber im Plural *Gleser*, *Greber*; vgl. oben die Karte 8), nördlich *Glas* und *Grab* (und im Plural ebenfalls *Gleser*, *Greber*), für «reiten» südlich *rite*, nördlich *riite*, für «ich komme» südlich *ich chume*, nördlich *ich chum*, für «du wirst» südlich *du wirsch*, nördlich *du würsch* usw. Prägnant ist ferner die Form des Infinitivs von «sehen»: Nördlich der Thur gilt das sehr archaische *seche*, südlich das ebenfalls recht isolierte (*g'sie*).

Ein interessantes Gegensatzpaar bildet auch die Aussprache des *l*-Lautes im Wort für die «Brille». Während er nördlich der Thur lang (*Brülle*) gesprochen wird, wird er südlich lediglich als einfaches *l* realisiert (*Brüle*). Diese sogenannte «Lenisierung» von ursprünglich langen *l*-, *m*- und *n*-Lauten findet sich auch in anderen Fällen, ausgeprägt etwa im Fall von «Himmel»: *Himmel* lautet das Wort nördlich der Thur, *Himel* südlich. Etwas weniger deutlich verhält es sich mit der «Tanne»: Langes *n* herrscht noch

in Teilen des Unterthurgaus sowie am Untersee (*Tanne*), in den südlichen Gebieten ist nur noch einfaches *n* (*Tane*) zu hören.

Dass die Thur eine so markante Sprachgrenze markiert, hat mit ihrer starken naturräumlichen Trennfunktion zu tun. Als über weite Strecken unberechenbarer Fluss war die Thur bis ins späte 19. Jahrhundert für ihre teils heftigen Überschwemmungen berüchtigt, denen erst mit der sogenannten «Ersten Thurkorrektion» (1874–1893) Einhalt geboten werden konnte. Doch auch nach der Korrektion gab es noch in den späten 70er Jahren des 20. Jahrhunderts extreme Hochwasser mit enormen Schäden im Thurtal. Noch bis ins ausgehende Spätmittelalter scheint es ausser einigen Furten, etwa der Ochsenfurt bei Frauenfeld, keine Übergänge über die Thur im Gebiet des heutigen Kantons Thurgau gegeben zu haben; jedenfalls gibt es darüber in den schriftlichen Quellen keine Nachricht. Erst 1478 entstand bei Bischofszell die bekannte Steinbrücke. So erstaunt es nicht, dass offenbar die «transthurensische» Mobilität in vorindustrieller Zeit gering war und sich in der Folge beidseits der Thur eigenständige sprachliche Entwicklungen vollziehen konnten.

Das Bodenseeealemannische am Untersee und die Sprache der Fischer im Ermatinger Stad

Als Besonderheit erwähnt zu werden, verdient noch das Bodenseeealemannische, das in der Schweiz in letzten Resten am Untersee (sowie teilweise im St. Galler Rheintal) gesprochen wird: traditionell im östlichen Bereich des Schweizer Unterseeufers, besonders in der Ermatinger Fischersiedlung Stad, ferner in Triboltingen, aber auch in der Gemeinde Salenstein. Es ist dies eine Randzone eines grösseren Mundartraums, der von der südwestdeutschen Baar bis in den Bregenzer Wald reicht. Besonders augen- resp. ohrenfällig ist hier die sogenannte «Brechung» von *ei* > *oa* in Wörtern wie *Geiss* oder *breit*, die etwa in Triboltingen *Goass* und *broat* lauten (siehe Karte 12). Auch diesen lautlichen Spezialfall hört man heute nur noch selten. Es scheint allerdings, dass der Sprachwandel hier nicht alle Sprecher in gleichem Ausmass betroffen hat. Schon früh haben nämlich weniger traditionell eingestellte Sprechergruppen von der *oa*-Lautung zu *äi* gewechselt, während traditionellere die alte Lautung bewahrt haben, nämlich in Ermatingen die Einwohner nördlich der Bahn-

linie am Seeufer im Ortsteil Stad. Tatsächlich erhielt sich bis in die letzten Jahrzehnte im Stad eine Art geschlossene Sprachgemeinschaft der Fischer. Sie zeichnete sich nicht nur dadurch aus, dass sie – natürlich – viele berufsspezifische eigene Wörter und Wendungen kannte, die die Landwirte und Dienstleister nicht kannten; es kennzeichnete sie neben der soeben beschriebenen Brechung auch eine Reihe weiterer Eigenheiten. So lautet die seealemannische Form des Adjektivs *klein*, das im Schweizerdeutschen weitgehend als *chlii* realisiert wird, im Stad wie in Triboltingen *chlää* (*en Chlääne* «ein Kleiner»).



Karte 12: aus: Klausmann / Kunze / Schrambke 1993, S. 78

Ebenfalls spezifisch bodensealemannisch ist die «Brechung» des offenen *e*-Lauts (mittelhochdeutsch *ē*) etwa in *Wëtter* «Wetter» zu einem Zwiellaut *Weatter* oder in *Spëck* «Speck» zu *Speack*. Man kennt das Phänomen heute besonders aus dem mittleren und unteren St. Galler Rheintal (Berneck, Diepoldsau, Oberriet), das dialektgeographisch ebenso zum Bodensealemannischen gehört. Noch vor wenigen Generationen war dieser Laut aber auch noch am Untersee, in Ermatingen und Triboltingen, ganz alltäglich, heute hört man ihn bestenfalls noch auf der Insel Reichenau. Interessanterweise haben sich auf der Schweizer Unterseeseite die gebrochenen Vokale aber nicht durchgehend der Allgemeinmundart angeglichen, sondern es hat sich nach dem *e*-Laut ein hinteres *r* eingeschlichen, so dass man – auch heute noch – gelegentlich *Sperk* «Speck» und *Werter* «Wetter» hört.

Eine willkommene Ergänzung zum Gesagten aus älterer Zeit bieten die sogenannten «Wenkerbögen» – bei Lehrern (und Schülern) erhobene Sprachdaten zur lokalen Mundart, die ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts für den von Georg Wenker begründeten Deutschen Sprachatlas schriftlich eingeholt wurden. Aus über 40000 Orten des Deutschen Reiches kam so unschätzbar wertvolles Material zusammen, in Nacherhebungen von 1933 mit 1785 Bögen auch aus der Schweiz. Im Fragebogen, der für Ermatingen vorliegt, der aber von einem Lehrer ausgefüllt wurde, der in Berlinen geboren wurde, heisst es in einer aufschlussreichen Randbemerkung:

«Die Bewohner des untern Dorfteiles, im sog. «Staad», kennen die alten Formen auf «oa» noch etwas mehr als die im sog. «Dorf» (oberer Dorfteil an der Landstrasse), z.B.: *gsoat* (gesagt), *schloapfe* (schleppen), *Loatere* (Leiter), *Stöä*, *Stä* (Steine), *Zöändli* (Zeinchen), *Soapfe* (Seife), *Stroapfe* (Schleppnetz zum Groppenfang).»

Leider sind auch die Gewährspersonen für Triboltingen und Salenstein nicht im Ort geboren und aufgewachsen, aber der aus Schönenberg stammende Lehrer von Salenstein gibt immerhin für das Adjektivs «heiss» noch die Aussprache *hoass* an.

Von etwas grösserräumiger Bedeutung sind die in den Thurgauer Wenkerbögen für weitere Ortschaften im nördlichen Thurgau erhobenen Wortvarianten für «Mittwoch»: Das Wort lautet hier meist *Micktig*, eine Form, die auch nach Ausweis des SDS (VI 10) und des Schweizerischen Idiotikons (XV 240) von Schaffhausen (mit der Nebenform *Mikte*) über den Thurgau nördlich der Thur bis ins untere Rheintal reicht sowie für das ganze Appenzellerland und das Obertoggenburg gilt. Blickt man über die Schweiz hinaus – was sich für sprachgeographische Fragen meist als sehr aufschlussreich erweist – und betrachtet den «Atlas zur Geographie der schwäbischen Mundart» (Karte 24), so zeigt sich einmal mehr das Bild eines weit um den Bodensee herum reichenden Raums mit gleichen oder nah verwandten Wortvarianten, wie wir ihn schon bei anderen Phänomenen kennengelernt haben.

Das im «Florilegium» abgedruckte *Groppelied* von Otto Nägeli illustriert den heute recht exotisch anmutenden Charakter der Unterseemundart in ausdrucksstarker Poesie.

Aspekte des Mundartwandels

Allgemeines

Wer sich heute vertieft oder professionell mit Dialekten auseinandersetzt, hat in einer Gesellschaft, die Dialekt(e) spricht, häufig Gesprächspartner, die sich für diese Beschäftigung interessieren und zu verschiedenen Aspekten des Dialektsprechens eine dezidierte Meinung vertreten. Die allermeisten derartigen Gespräche drehen sich entweder um eine synchrone Perspektive («Ich sage so – wie sagst Du?») oder um eine diachrone Perspektive («Meine Grossmutter sagte noch so – ich sage heute so.»). Die synchrone Perspektive ist die der Dialektgeographie, und sie geht im alltäglichen Gespräch selten über das einfache Konstatieren von regionalen Unterschieden hinaus, was allerdings immer wieder sehr reizvoll sein kann. Die diachrone Perspektive ist einerseits die der Sprachgeschichte, andererseits die des Sprachwandels. Letzterer interessiert im Alltag kaum hinsichtlich der allgemeinen Mechanismen, die Sprachwandel ausmachen, sondern meist im Hinblick auf Verlust. Und so ist das diachrone Gespräch meist eines, das von Nostalgie geprägt ist, weil Sprachwandel oft mit Sprachverarmung und Sprachverlust gleichgesetzt wird. Sprachwandel ist aber ein universaler Prozess, der universalen Gesetzen gehorcht und den nichts und niemand – auch nicht die zahlreichen Vereinigungen, die sich der Dialektpflege verschrieben haben – aufhalten kann. Freilich können sprachpflegerische Bestrebungen gelegentlich mittelfristige Wirkungen erzielen (wie etwa beim Rätoromanischen); aber da sich die allermeisten Sprecherinnen und Sprecher im Alltag kaum bewusst sprachpflegerisch verhalten, sondern einfach nur verstanden werden möchten, sind auch noch so gut gemeinte sprachpflegerische Verhaltensweisen letztlich zum Scheitern verurteilt. Denn Sprache ist – so darunter nicht explizit literarische Ausprägungen verstanden werden – nur bedingt ein Natur- oder Kulturgut, sondern im Wesentlichen ein Kommunikationsmittel. Und Kommunikation zielt immer auf erfolgreiches Handeln, auf Ausgleich, auf Verständigung und Verstehbarkeit und letztlich auf kompromissgeleitetes Tun, das jedes Risiko des Missverstehens minimieren will. Erfolg beim sprachlichen Handeln garantiert dabei immer die Benutzung

derjenigen sprachlichen Ausdrucksweise, die der Situation am angemessensten ist, also möglichst weit reichende kommunikative Geltung und das höchste Prestige besitzt in dem Sinne, dass damit mit dem Gesprächspartner die optimale Verständigung erzielt werden kann. Da Kommunikation auf einen Nutzen und einen Mehrwert abzielt, erfordert das Eingehen auf den Gesprächspartner immer ein bestimmtes Mass an Kompromiss, an Unterordnung oder an Höflichkeit. Jene höfliche Kompromissbereitschaft ist nun der eigentliche Motor des Sprachwandels, dazu kommen spielerische Aspekte, die aber immer nur so weit gehen dürfen, als sie das ganze System nicht gefährden. Höflichkeit ist aber andererseits nur als solche erkennbar, wenn sie immer ein bisschen über das Ziel hinausschiesst: Wer also sein weibliches Gegenüber als *Frau* anspricht oder bezeichnet, verwendet ein Wort, das ursprünglich nur für die «Herrin» galt, der Sprechende ordnet sich also unter, zunächst bewusst, später unbewusst. Hat sich *Frau* als Normalwort etabliert, bedarf es eines neuen, um Ehrerbietung auszudrücken: *Dame*, ein Wort, das ursprünglich nur für die Frau von adligem Stand galt. Und so schreitet dieser Prozess fort. Entscheidend ist dabei: Niemand *will* oder *steuert* diese Prozesse bewusst, aber sie verlaufen trotzdem unaufhaltsam. Analog zu anderen Phänomenen (etwa dem Stau auf der Strasse: niemand *will* oder *fördert* ihn bewusst, aber alle tragen dazu bei, dass er entsteht, indem jeder Verkehrsteilnehmer ein wenig stärker abbremst als der Vordermann, bis schliesslich der Verkehrsfluss zum Erliegen kommt) in der menschlichen Verhaltensweise spricht man beim Sprachwandel gerne von der «unsichtbaren Hand», die ihn lenke. Und die lenkt längst nicht nur den Bedeutungsgehalt von Wörtern, sondern auch deren lautliche Form, deren Flexion, deren Position im Gefüge von anderen Wörtern usw. Wenn sich das Über-das-Ziel-Hinausschiessen (etwa durch das Verwenden eines eher hochdeutsch und damit eleganter anmutenden Worts anstelle eines als plump empfundenen Dialektworts; vgl. schweizerdeutsch *Pfärd* «Pferd» für «bodenständigeres» *Ross*) langsam etabliert hat, ist ein kleiner Schritt im Sprachwandelprozess vollzogen. Für den Sprachpfleger mag dieser bedauerlich sein, dem «Normalbenutzer» von Sprache fällt er meist nicht einmal auf. Für den Fachmann ist er hingegen hochinteressant, denn das genaue Beobachten jener Dynamik erlaubt es ihm, Aussagen über all-gemeingültige Mechanismen zu treffen und Sprache besser

beschreiben zu können.

Auch in der älteren Dialektologie wurde Sprachwandel indes häufig mit einer nostalgischen Note konstatiert, wobei in der Regel das Bezugssystem eine «Grundmundart», eine «reine Mundart» war, von der sich Abweichungen als «unechte», ungute Neuerungen abhoben. Diese galt es entweder zu verschweigen (da systemfremd) oder zu bedauern, da sie die «neue Zeit», die «junge Generation» mit sich brachten oder allgemein der Verlunderung der Sprache zuzuschreiben waren. Jüngere und jüngste Studien haben aber gezeigt, dass die reine Grundmundart sowohl zur Zeit der sprachgeographischen Hochblüte im frühen 20. Jahrhundert als auch in vorindustrieller Zeit nichts weiter als ein Phantom war – Sprache in Raum und Zeit indessen ein sehr viel komplexeres Phänomen darstellt, dem man mit dem vereinfachenden Bezugssystem alt = gut und neu = schlecht nicht beikommt. Es ist das Verdienst von Norbert Furrer, gezeigt zu haben, dass es auch in der frühen Neuzeit (ab dem 15. Jahrhundert) und in der Sattelzeit (1750 bis 1850) nie so etwas wie eine homogene Sprachgemeinschaft gab (und heute natürlich auch nicht), wie es uns die ältere Sprachforschung vormachen will. Der Blick auf den Sprecher und die Sprecherin als Individuen zeigt indes immer wieder aufs Neue, wie sehr das Sprach- und Sprechverhalten des Einzelnen von grösseren und kleineren Bruchstellen geprägt ist:

«Der *homo praeindustrialis (helveticus)*, ob Landbewohner oder Städter, «Gebildeter» oder «Ungebildeter», Mann oder Frau, lebt selten in sprachlicher Abgeschlossenheit und Autarkie. Seine Sprachbiographie zeigt in der Regel markante Bruchstellen: bildungs-, heirats-, arbeits-, wanderungsbedingte. Seine sprachliche Identität war meistens mehr oder weniger komplex, sein sprachliches Bewusstsein «engagiert» und «distanziert» zugleich» (Furrer 2002 I, 607).

Selbst Fritz Enderlin konnte in seiner wegweisenden Untersuchung zur Kesswiler Mundart von 1911 unter den damals 600 Einwohnern des Dorfes nicht eine einzige Person als «ideale» Gewährsperson taxieren, die folgende Bedingungen erfüllte:

«Sie [sc. die Gewährspersonen] mußten mindestens 60 Jahre alt und im Vollbesitz des geistigen Vermögens sein; sie mußten am Orte Bürger, geboren und erzogen worden sein, durften ihn nie für längere Zeit verlassen haben und mußten womöglich mit einem Ortsgenossen verheiratet sein» (Enderlin 1911, 146).

Gefunden hat Enderlin wenigstens eine «Frau B.», die sich durch folgende Merkmale auszeichnete:

«Ein vorzügliches Gedächtnis, infolgedessen ein ausgebreiteter Wortschatz, eine gute naive Erzählergabe, völlig abgeschlossener Gesichtskreis, alles neue ablehnend, an überkommener Sitte, Denkweise und Sprachform streng festhaltend, bedürfnislos, arbeitsam, eine Frau, die auf selbstgesponnenem Linnen schläft und Kellen und Pfannen von Großmutterns Zeiten her hat, eine gescheite, altmodische Person aus einer verschwindenden Welt» (Enderlin 1911, 148).

Frau B. litt allerdings an dem Manko, mit einem Mittelthurgauer verheiratet zu sein, was zur Folge hatte: «auch an ihr trotz ihres widerstrebenden Verhaltens Spuren des Neuen, auch sprachlich Neuen, dessen sich niemand erwehren kann!» (S. 148). Infolgedessen ergab sich auch für Enderlin eine Untersuchungssituation, die lediglich Momentaufnahmen in einem sich ständig verändernden sprachlichen Kontinuum zuließ. Und als einem der ersten Dialektologen überhaupt fiel Enderlin auf, dass es neben der abstrakten Ortsmundart auch einzelne, sprechende Individuen gab, die sich alle in irgendeiner Weise vom Idealtypus unterschieden: «Bei längerer Beobachtung entdeckt man, daß jedes Individuum einige sprachliche Besonderheiten hat, die sich irgendwie der Korrektur durch den Usus entzogen haben.» (S. 149). Damit war wissenschaftsgeschichtlich ein erster Schritt in Richtung Soziolinguistik getan, und das «irgendwie» gestattete es in der Folge, Sprachwandel nicht nur auf der systemischen Ebene des idealen Sprecherkollektivs zu betrachten, sondern auch auf der Ebene des Individuums und dessen Position in einem komplexen sozialen Gefüge.

Eines gilt es im Zusammenhang mit dem Thema Sprachwandel vielleicht besonders zu bedenken: Mit der Vereinfachung und plakativen Bewertung von Sprachwandelprozessen lässt sich trefflich gefährliche Meinungsmache produzieren. Im Herbst 2010 sprach die grosse Schweizer Boulevardzeitung von einer «schleichenden Teutonisierung» der Schweizer Dialekte, die diese akut bedrohen würde: «Einwanderung und neue Medien: Deutsche machen dem Schweizerdeutsch den Garaus.» Solche Schlagzeilen sind im gegenwärtigen Migrationsdiskurs äusserst heikel, denn sie vereinfachen die Sachlage auf eine Weise, die dem Wesen und dem Funktionieren von Sprache nicht gerecht wird und die obendrein die latente Deutschenfeindlichkeit noch weiter anstacheln. Denn der Kontakt zwischen bundesdeutschen

Varietäten und Deutschschweizer Dialekten wirkt auf vielen Ebenen ungemein bereichernd, und zwar in beide Richtungen.

Wozu aber diese allgemeinen Betrachtungen? Sprachwandelprozesse wurden schon früh untersucht und beschrieben, und auch wenn sie im Detail noch immer komplex sind, so sind sie doch in ihrer grundsätzlichen Systematik bekannt. Im Rahmen der ehrgeizigen Reihe «Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik», die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts erschienen ist, ist es gerade der einzige Thurgauer Beitrag, nämlich Fritz Enderlins Band «Die Mundart von Kesswil im Oberthurgau» von 1911, der einen sprachwandeltheoretischen Beitrag enthält und anhand einiger Beispiele grundsätzliche Gedanken zum Sprachwandel formuliert. Dieser «Beitrag zur Frage des Sprachlebens» dokumentiert und erläutert systematisch die Sprachveränderungen, die Enderlin bei seinen Gewährspersonen in einem synchronen Zwei- resp. Drei-Generationen-Vergleich aufgenommen hat. Er vermerkt beispielsweise folgende Oppositionen, wobei die erste Form jeweils die ältere darstellt und die zweite «eine Störung» der in Kesswil herrschenden lautgesetzlichen Verhältnisse bedeute:

alte Form	jüngere Form	standarddeutsches Äquivalent
<i>fäلتsch</i>	<i>faltsch</i>	<i>falsch</i>
<i>Äärbet</i>	<i>Aarbet</i>	<i>Arbeit</i>
<i>Stemm</i>	<i>Stimm</i>	<i>Stimme</i>
<i>Äieppäier</i>	<i>Äärpäier</i>	<i>Erdbeere</i>
<i>haater</i>	<i>häiter</i>	<i>heiter</i>
<i>lamm</i>	<i>laam</i>	<i>lahm</i>
<i>pmachet</i>	<i>pmacht</i>	<i>gemacht</i>
<i>Gütting</i>	<i>Güttinge</i>	<i>Güttingen</i> (Ortsname)
<i>flüche</i>	<i>flühe</i>	<i>fliehen</i>

Bemerkenswert sind die Erklärungsversuche dieser Oppositionen. Enderlin stellt fest, dass Bevölkerungsmischung, Verkehr und Schriftsprache die wesentlichen Ventile für das Eindringen neuer Formen darstellen. Ihre jeweilige Anwendung, das Schwanken ihrer Anwendung in einer Generation sind jedoch bestimmten sozialen Mustern zuzuschreiben, die ganz

generell die Motoren von Sprachwandel sind. Nebst bestimmten Gründen für Schwankungen in der Reproduktion von Lauten und Wörtern wie dem Affekt oder der Situationsangemessenheit vermerkt Enderlin insbesondere den psychologischen Faktor des Prestiges, der einer bestimmten Aussprache, einer bestimmten Wortwahl usw. anhaftet; so schreibt er:

«Am bedeutendsten ist natürlich der Einfluß auf die Reproduktion bei der Unterordnung des Sprechenden. Dieser wählt, um seine Ergebenheit zu zeigen, die seinem Gefühle nach feineren Formen; in längerem Verkehr nimmt er die sprachlichen Gewohnheiten des über ihm Stehenden an.»

Damit ist der wesentliche Punkt angesprochen: die Übernahme einer fremden, aber als höherwertig angesehenen Variante, wobei Höherwertigkeit so weit gefasst werden muss, dass mit dem Begriff nicht nur soziales Prestige, sondern auch die weitere kommunikative Geltung gemeint ist. Das heisst: Sprache als Medium der Verständigung zwischen Menschen strebt immer nach der bestmöglichen Gewährleistung gegenseitigen Verstehens – im Sinne von: Je besser ich mich meiner Umwelt anpasse, umso besser werde ich von ihr verstanden. Das ist ein stetiger Anpassungs- und Optimierungsprozess, der evolutionäre Züge hat. Dieses Verhalten verläuft in der Regel dahingehend, dass Sprecher sich bewusst und unbewusst das sprachliche Repertoire aneignen, das sie für eine reibungslose Kommunikation benötigen, und sich demjenigen gegenüber anpassen, von dem sie sich das beste Feedback versprechen.

Kurz: Auch wenn Sprachwandel immer wieder als ein Prozess des Verarmens verstanden wird, bei dem die Dialekte «bedroht» seien, etwa durch eine «schleichende Teutonisierung»: Sprachwandel ist immer nur ein Prozess der Anpassung und der Optimierung, und man braucht keine Angst zu haben, dass etwas Böses mit der Sprache geschieht.

Sprachwandel in jüngerer Zeit

Wortschatz

Leider liegen für Veränderungen der Thurgauer Mundart in jüngerer Zeit kaum Untersuchungen vor. Allerdings konnte in einer bislang unpublizierten Studie (Eigenmann 2009) nachgewiesen

werden, dass im Westen des Kantons sprachliche Annäherungen (vor allem bei jüngeren Sprechern) an die Mundart der Region Winterthur stattfinden. So erscheinen in der Sprache des Grossraums Frauenfeld vermehrt Wörter und Wortvarianten, die eigentlich charakteristisch für das Zürichdeutsche sind. Auslöser jener Veränderungen sind unter anderem die starken Pendlerbewegungen (für Ausbildung und Arbeit) Richtung Winterthur und Zürich, in deren Verlauf Sprechweisen der als höherwertig erachteten Zürcher Varietät übernommen werden. In der Sprachkontaktforschung nennt man jenes Anpassungsphänomen, bei dem eigene Wörter, Lautungen usw. zugunsten anderer unterdrückt oder aufgegeben werden, «Akkommodation».

Der heutige Wortschatz ist aber insgesamt – wie zu jeder anderen Zeit auch – in ständigem Umbau begriffen. Während Wortschatzbestände aus dem Bereich von Landwirtschaft, Handwerk, Brauchtum usw. verschwinden, werden andere Bestände stetig erweitert und bereichert, gegenwärtig natürlich besonders die Bereiche Technik, Geschäftswesen, Sport, globale Kommunikation und viele mehr. Solche neuen Wörter als «nicht wirklich schweizerdeutsch» zu brandmarken, ist jedoch genauso falsch wie alles Alte für «echt» und «urtümlich» zu halten, denn auch was heute als «alt» erscheint, war einst «neu», man denke nur an die vielen hundert Kulturlehnwörter aus den Bereichen Botanik, Kochkunst, Pharmazie, Hausbau usw. Statt bedauernd von «Verlust» sollte man also besser neutral von Umschichtung sprechen. Allerdings ist zu bedenken, dass die Umschichtung auch nicht ganz ohne tatsächliche Verluste verläuft: Nach einer der oben beschriebenen Grundregeln der Kommunikation in Bezug auf den Sprachwandel, dass nämlich der Sprecher immer nach der grösstmöglichen kommunikativen Reichweite strebt, sind tendenziell viele Wörter (auch aus dem alltäglichen Grundwortschatz) und Formen vom Verschwinden bedroht, die nicht der Schriftsprache entsprechen. Das Hochdeutsche als Schrift- und Standardsprache mit der per definitionem weitesten kommunikativen Reichweite übt also immer und automatisch einen gewissen Druck auf die Dialekte aus.

Dass sich Wörter und Satzmuster aus der Standardsprache immer mehr in der Mundart zu etablieren beginnen, hat ironischerweise gerade auch mit den «Mundartwellen» der letzten Jahrzehnte zu tun: Wo sich nämlich die Mundart Domänen zu eigen macht, die früher eher der Standardsprache vorbehalten

waren – etwa die Wetterprognosen in Radio und Fernsehen, überhaupt die Radiomoderation (sogar von Nachrichten), aber auch Kleinkunst, Predigt, parlamentarische Debatten usw. –, übernimmt sie auch deren spezifischen Jargon. Was oberflächlich nach Dialekt klingt, ist in der Tiefe vielfach Hochdeutsch. Schöne Beispiele verunglückter, aber inzwischen durchaus etablierter Sprechweisen, publizierte der Zürcher Tages-Anzeiger in einem Artikel vom 19. Mai 2011:

- *Er isch en Schatte siner sälbscht* – mit einer genitivischen Fügung, die in der traditionellen Mundart nicht möglich ist.
- *Ihres Warte hät es Änd* – eine wie das vorige Beispiel eins zu eins aus der Standardsprache übernommene Wendung.
- *2012 wird de Zirkus wider in Züri gaschtiere* – mit einer Futurform, die die Mundart nicht kennt. Der Journalist nennt sie «Lokalradiofutur».
- *Es vo Weschte herbiiziehends Tüüf* – mit einem erweiterten Partizipialattribut, das im Dialekt (und überhaupt in gesprochener Sprache) traditionell nicht vorgesehen ist. Der Sachverhalt würde üblicherweise mit einem Relativsatz ausgedrückt (etwa *es Tüüf, wo us em Weschte chunnt*).

Was an sich gut gemeint ist, nämlich mit dem Dialekt Nähe, Volkstümlichkeit, bessere Verständlichkeit usw. zu erzeugen, entpuppt sich als mechanische Transposition hochdeutscher Muster in die Mundart. Und wo sich diese zu verselbständigen beginnen, haben die altmundartlichen Muster einen zunehmend schweren Stand. Diese Art der Sprachpflege hat sich also gewissermassen von selbst in ihr Gegenteil verkehrt. Linguisten sehen denn auch in anderen Diglossien – Sprachgemeinschaften, in denen zwei Sprachvarietäten mit je unterschiedlicher Funktion nebeneinander existieren, meist eine Schriftsprache neben einem Dialekt – die Mundart dann von der Schriftsprache strukturell «bedroht», wenn die Verteilung der Domänen aus dem Gleichgewicht gerät.

Wortbildung und Formenlehre

Neben dem Wortschatz gibt es zwei weitere von Wandel stark betroffene, eng zusammengehörige Ebenen der Sprachbeschreibung, die unter diesem Gesichtspunkt traditionell weniger Beachtung erfahren: die Wortbildung und die Formenlehre.

Dabei geht es um die Gesetzmässigkeiten bei der Bildung und Beugung von Wörtern, etwa die Flexion (Konjugation und Deklination), die Derivation (Ableitung von Wörtern zum Beispiel durch Prä- und Suffixe), die Komposition (die Zusammensetzung von Wörtern), die Pluralbildung und vieles mehr. Einige Aspekte sind auch für die Mundarten im Thurgau von Interesse.

Schon 1983 konnte der Sprachwissenschaftler Andreas Lötscher eine starke Vereinfachung der Formenvielfalt im Schweizerdeutschen beobachten (Lötscher 1983, 190 ff.), zum Beispiel den Kollaps der alten Formendifferenzierung der Zahlwörter für <zwei> und <drei>, die ja je nach dem Geschlecht des Bezugswortes anders lauteten. Fritz Enderlin konnte 1911 in Kesswil noch das intakte Geschlechtersystem *zwee* (männlich), *zwoo* (weiblich), *zwa* (< *zwei*; sächlich) registrieren – heute verwendet die jüngere Generation fast ausschliesslich die eine Form *zwei* [zwei] für alle drei Geschlechter.

Ferner nennt Lötscher den Zusammenfall der Partizipbildungen auf *-et* und *-t* zu allgemein nur *-t* (*gmacht* anstelle von älterem *gmachet*; *gluegt* anstelle von älterem *glueget* usw.) nach dem Vorbild anderer Verbklassen. Diese Vereinfachung kennt interessanterweise bereits Enderlin bzw. er kann den Wandel sogar direkt beobachten, indem er die ältere Generation [pmaxxət] sprechen hört, die jüngere [pmaxt]. Westlich des Thurgaus haben sich die *-et*-Partizipien wesentlich länger behaupten können.

Auch der Verlust der Dativ-Plural-Markierung bei Substantiven (*bi de Hüüser* anstelle von älterem *bi de Hüüsere* usw.) gehört in diesen Entwicklungsbereich. Er kann heute für das Ostschweizerdeutsche als weitgehend abgeschlossen betrachtet werden. Gleichzeitig konnte Lötscher aber auch feststellen, dass attributiv verwendete Adjektive vermehrt neue Endungen erhielten: statt älterem *der alt Huet* oder *alt Manne* höre man immer häufiger *der alti Huet* bzw. *alti Manne* – zweifellos handelt es sich hier um verdeutlichende Tendenzen, die der Vereinfachung entgegenwirken und somit das morphologische und syntaktische System leistungsfähig erhalten. Und diese Verdeutlichungen scheinen nun sogar im Zunehmen begriffen, wie Christoph Landolt 2011 herausstellte. Denn wo in der älteren Mundart die syntaktische Funktion eines Worts allein durch den Kontext gewährleistet sein konnte, wird sie neu am Wort selbst ausgedrückt, wie folgende Beispiele illustrieren:

- Wo bei den starken Maskulina früher die Mehrzahl identisch aussah wie die Einzahl, wird sie heute durch ein Mehrzahl-*e* ausgedrückt, zum Beispiel in Formen wie *Bärge, Fründe, Finde, Briefe*. In einem Beispiel aus dem Jahr 1933 (Wenkerbogen für Hagenwil, Satz 29) – *Üseri Berg sind nöd so hoch* – lautet der Nominativ Plural von Berg noch genau wie der Singular.
- Wo bei den starken Neutra früher die Mehrzahl identisch aussah wie die Einzahl, wird sie heute ebenfalls durch ein Mehrzahl-*e* ausgedrückt, zum Beispiel in Formen wie *Chinde, Gsetze, Haare, Jaare*.
- Wo bei den schwachen Feminina früher die Mehrzahl identisch aussah wie die Einzahl, wird sie heute durch ein Suffix *-ene* ausgedrückt, zum Beispiel in Formen wie *Chilene, Gruppene, Giigene, Familiene, Fläschene*.
- Nach hochdeutschem Vorbild sind ferner Wörter wie *Ross, Fass*, die auch in der Mehrzahl *Ross, Fass* lauteten, heute fast nur noch in der Mehrzahl *Fässer, Rösser* zu hören.
- Auszubreiten scheint sich ferner ganz besonders die Bildung der Mehrzahlformen auf *-s*, besonders bei den Neutra wie *Autos, Büsis, Znünis, Velos* gegenüber älteren Mehrzahlformen ohne Auszeichnung.

Wohl hochdeutscher (d. h. schrift- oder standardsprachlicher) Einfluss ist auch verantwortlich für das Aufgeben älterer mundartlicher Mehrzahlbildungen wie bei älterem *Maa – Mane* zugunsten von jüngerem *Maa – Männer*. Gleiches gilt für für auslautendes *-n* bei sogenannten Motionsfeminina (weiblichen Ableitungen von männlichen Wörtern), das in der älteren Mundart stumm blieb (*Leereri* ‹Lehrerin›, *Zürcheri* ‹Zürcherin›) wie fast jedes andere auslautende *-n* im östlichen Schweizerdeutschen auch, in der neueren Mundart aber deutlich artikuliert wird (*Leererin, Zürcherin*). Auch in der älteren Mundart stummes *n* in der Vorsilbe *u(n)-* bzw. altthurgauisch (offen ausgesprochenes) *oo-* (*ooliidig* ‹unleidig› ‹missmutig›, *oozfride* ‹unzufrieden›; kurzes *o* in *oferschamt* ‹unverschämt›) wird heute fast überall wieder ausgesprochen (*unzfride, unverschämt*).

Einen Grenzfall zwischen Laut- und Formenbildung stellt der zunehmende Abbau von *n* als Bindelaut dar. In einem Satz wie *Ich wünsche-n-ine-n-en-schöne-n-Oobed* sind die *n*-Laute eigentlich alte Flexionsmerkmale, die aufgrund ihrer lautlichen Position

im Satz nicht zwingend stumm wurden. Sie werden jedoch vermehrt als reine Bindelaute wahrgenommen, denn isoliert würden die auslautenden *n* jeweils verstummen. Neu zusammengesetzt entfallen die *n*-Laute, und in der jüngeren und jüngsten Mundart, besonders in der Jugendsprache, lautet der Satz *Ich wünsche in eine schöne Oobed* in einer staccato-artigen Sprechweise, in der die aufeinandertreffenden Vokale der Wortbeginne und -enden nicht mehr durch Konsonanten überbrückt werden. Interessanterweise stellt Enderlin 1911 (S. 130) für die tatsächlichen Bindelaute aber genau das Gegenteil fest: Für *wo i(ch)* in der älteren Generation registriert er *wo-n-i* in der jüngeren, für *wa i(ch)* in der älteren Generation *wa-n-i* in der jüngeren usw. Der erneute Verzicht auf Bindelaute stellt also gewissermassen einen Schritt zurück dar.

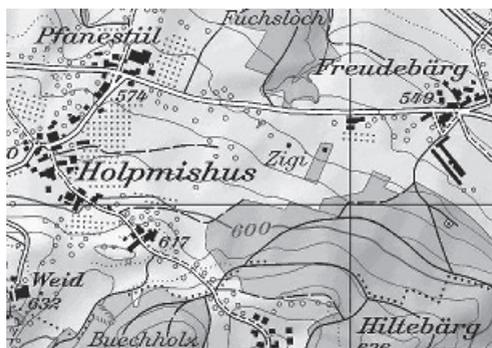
Eine aktuelle Debatte zum Status der Mundart (im Kontext der allgemeinen Einstellung zum Dialekt)

Mit einer Verordnung des Regierungsrats vom November 1995 über die amtliche Vermessung einher ging auch eine Regelung der Schreibweise der Orts- und Flurnamen. Die dafür eingesetzte Nomenklaturkommission hatte die Aufgabe, über eine einheitliche und mit entsprechenden Weisungen und Regelwerken konforme Schreibung zu befinden und diese für (offizielle) kartographische Belange sowie das Grundbuch verbindlich zu machen. Mit einer besonders freien Auslegung der diesbezüglichen Weisungen aus dem Jahr 1948, die für Namen von geringer lokaler Bedeutung eine Schreibung nach der «ortsüblichen Aussprache» verordnete, machte man sich im Thurgau jedoch wenig Freunde. Während auf alten Karten und in alten Grundbüchern sowie besonders auf Ortsschildern, Wegweisern usw. meist relativ schriftsprachnahe Namenformen zu finden waren (*Pfannenstiel*, *Holzmannshaus*, *Hiltenberg*; siehe Karte 13) stellte die neue Nomenklatur nun auf Schreibungen nach der ortsüblichen Aussprache um (*Pfanestii*, *Holpmishus*, *Hiltebärg*; siehe Karte 14), wie sie nun auch auf der klassischen Landeskarte im Massstab 1:25 000 zu finden sind. Die immer im Konsens mit Gemeindevertretern vereinbarten Schreibungen blieben während einiger Zeit von der Bevölkerung weitgehend unbeachtet, bis im Hochsommer 2009 ein jahreszeitlich bedingter Sturm der Entrüstung durch den Kanton fegte und das Nomenklaturwerk als «Schildbürgerstreich» (um noch einen

harmlosen Begriff zu zitieren) disqualifizierte. Auf einmal befand sich der ganze Kanton in die Diskussion verwickelt, wie weit die Pflege alter Mundart gehen dürfe. Während es unbestritten blieb, dass «altes Kulturgut – heute würde man sagen: «immaterielles Kulturerbe» – als bewahrenswert gilt, war man sich ebenso darüber einig, dass die «extremmundartliche Schreibweise» zu weit gehe und man nicht an der althergebrachten Gepflogenheit der schriftsprachnahen Schreibweise rütteln dürfe.



Karte 13: Ausschnitt aus dem Topographischen Atlas der Schweiz (Siegfriedkarte; 1:25 000) via map.geo.admin.ch



Karte 14: Ausschnitt aus der Landeskarte der Schweiz (1:25 000) via map.geo.admin.ch

Im Kontext einer sich immer weitere Bereiche erschließenden Dialektschriftlichkeit in der Schweiz (vor allem in den neuen Medien) und einer starken Dialektsensibilität überhaupt mag diese Feindlichkeit gegenüber der mundartnahen Namen-

schreibung seltsam anmuten. Andererseits herrscht im Hinblick auf Geschriebenes auch eine gewisse Konservativität, und das Hochdeutsche behauptet seine Position nach wie vor, wenn Verbindlichkeit gefragt ist. Vielleicht hat der Fall aber auch eine geographische und historische Dimension: Der jahrhundertalte Kontinuitätsraum rund um den Bodensee hat der sprachlichen Innovation immer schon den Vorzug gegeben gegenüber dem Althergebrachten. Und in einer Zeit, in der die alten dialektalen Namenformen längst im Verschwinden begriffen sind, bedeutete das Konservieren von überkommenen Lautungen einen nicht mehr tolerierbaren Rückschritt. Dialektpflege ist etwas, was dem Ostschweizer grundsätzlich suspekt ist. In der Ausgabe von 2016 werden darum zahlreiche Thurgauer Örtlichkeitsnamen auf der Landeskarte wieder in der vertrauten hochdeutschen Schreibung erscheinen.

In diesem Zusammenhang ist wiederum aufschlussreich, was Fritz Enderlin bereits 1911 über die Bewohner von Kesswil und deren Einstellung zur eigenen Sprache feststellte (S. 158):

«Was das Verhältnis des Keßwilers zu seiner Sprache anbelangt, so ist als charakteristisch hervorzuheben die vollkommene Gleichgültigkeit und damit verbundene Achtlosigkeit gegenüber der heimischen Sprechweise. Rückt man sie ihm ins Bewußtsein, so erscheint sie ihm einfältig, altmodisch, bäurisch, rückständig. Über alte Ausdrücke lacht er wohl: da ißt no ə tums xogə səgə! Die ganz im Erwerbsleben aufgehende, nüchterne Bevölkerung hat keine Geschichte, keine gemeinsamen Erinnerungen und daher auch keine Pietät und kein Interesse weder an vergangenem und vergehendem, noch an lebendem einheimischen Sprachgute. Ihr imponiert nur, was Vorwärtskommen schafft, und daher steht Schule und Schrift in Ansehen. Bei dieser Sachlage ist natürlich der Boden für fremde Einflüsse vorbereitet, und der Umwandlung stellt sich ein relativ geringer Widerstand entgegen, eben nur derjenige der unbewußt wirkenden psychischen Kräfte. Wenn nun der Keßwiler über einen Gegenstand spricht, der ihm imponiert, wird er leicht über die Form seiner Mundart weggreifen, da sie ihm zu klotzig ist, und die der Schrift- oder Verkehrssprache angenäherte wählen, oder bei Neuaufnahmen wird er das Wort in der übernommenen Form

aussprechen, auch wenn sie im Widerspruch mit heimischer Sprachgewohnheit steht» [gesperrte Passagen: MHG].

Ähnlich sieht die Sachlage auch aus der Sicht von Ernst Nägeli aus, der 1941 (S. 6 f.) schrieb:

«Ond wie stoht de Thurgauer zo siner Sprooch? Hanget er fescht anere? Do mue ni leider säge, daß sich de Thurgauer ußwärts Müe get, nöd als Thurgauer erchennt z'werde. Im krasse Gegesatz zum Berner glycht er sich allethalbe der Omgebige aa, als öb's em echli am Selbstbewußtsy wör fähle. Die wo noch ußwärts gönd, ond das tönd vill Thurgauer, sie send nüme seßhaft, die reded meischtens schnell wie die andere Lüüt vo ere neue Omgebige, währred zum Bispill die viele Berner, wo in Thurgau zoge send, nie dra tenggt hand Thurgauertüütsch z'rede.»

Und auch knapp 60 Jahre später stellt Anna Elisabeth Forster (1998, 21) bedauernd fest, dass ihre urtümliche Kemmentaler Mundart von Kindern nicht mehr verstanden werde; dass man sich stattdessen einer grösserräumigen Mundart angeglichen habe, etwas, was ein Berner oder eine Walliserin nie täten. Und Forster resümiert:

«Mer Thurgauer hand üs apasst, mer send eben e gfülgigs Völkli, mer hand da scho früener müene onder de Landvögt.»

Was hier nach vereinfachender Völkerpsychologie klingt, enthält aber vielleicht ein Stückchen Wahrheit, insofern die sprachlichen Entwicklungstendenzen der Thurgauer Mundarten möglicherweise tatsächlich irgendwie in der Geschichte der Region angelegt sind.

Zur Wahrnehmung des Thurgauer Dialekts in der übrigen Schweiz

Vorbehalte gegenüber dem «Osten» – ein nicht nur schweizerisches Phänomen

Eine Region kann man nach ganz verschiedenen Kriterien bewerten. Wo im Alltagsgebrauch ein objektiver Massstab (wie man ihn etwa für die Wirtschaftskraft, die Bevölkerungsdichte oder die klimatischen Bedingungen ansetzt) fehlt, kursieren oft überkommene, klischeeartige Charakterisierungen eines Landstrichs. Oft sind es negative Wertungen, die auf einer Aussenperspektive beruhen und bald neckend-liebevoll sein können, bald ungerecht und verletzend. Solche Klischees – etwa, dass Aargauer bevorzugt weisse Socken tragen, Luzerner Katzen essen oder Thurgauer diebisch sind – sind historisch und kulturell ganz unterschiedlich bedingt, sie sind aber meist relativ stabil. Nicht selten sind es Missverständnisse oder bewusste Verkehungen der historischen Realität, die zu einer dauerhaften Stigmatisierung geführt haben. Die Ethnologie kennt solche Phänomene zur Genüge. Dass die Thurgauer in der übrigen Schweiz etwa als «Langfinger» gelten, hängt vermutlich mit dem Status des Thurgaus als Gemeine Herrschaft zwischen 1460 und 1798 zusammen: In dieser Zeit wurde der Thurgau als Vogtei von den VII respektive ab 1712 von den VIII Alten Orten verwaltet und regiert. Im Rahmen dieses ungleichen Verhältnisses konnten sich die «fremden» Landvögte (der Sage nach) nach Lust und Laune an ihren Untertanen bedienen oder diese gar regelrecht auspressen. Waren die Luzerner, Glarner, Schwyzer Landvögte usw. also ursprünglich die eigentlichen «Langfinger», so kippte diese Bezeichnung später und wird seither für die ursprünglich «Bestohlenen» verwendet.

Dabei genoss der Thurgau im 16. Jahrhundert noch einen ganz guten Ruf. So schreibt etwa der St. Galler Reformator Vadian in einer seiner Schriften Folgendes über den Thurgau: «Darzuo wird an vilen orten diss lands wunder vil trancks auss öpfflen vnn biren gemestet / glych wie in Normandy. Das best nennend sy Berlimost. [...] Dieser Berlimost ist der best / vnd wirt gar bestendig vnd süss so man jn südet.» Daneben seien die Thurgauer «ouch zuom krieg so geflissen und fertig, dass sie gemeinklich in allen kriegten der Helvetzier ir anzal für ander aussbietend, und sind die ersten im harnisch, ob sie gleich bei weilen die letzsten in der besoldung sind.» Besonders scheinen es Vadian die *Thurgauerinnen* angetan zu haben: «Es hat vil weiber und die wolge-

stältig. Je reicher das gelend ist, ie schöner die weiber sind.» (zit. nach Zehnder 1976, 69, 106).

2500 Jahre Ost-West-Diskurs

Nun ist der Thurgau und mit ihm die ganze Nordostschweiz aber nicht die einzige Region in Europa, die bei ihren jeweiligen mittelbaren und unmittelbaren Nachbarn einen ramponierten Ruf genießt. Erstaunlicherweise sind es häufig Gegenden, die, relativ gesehen, östlich der jeweiligen Nachbarn liegen. So sind in Österreich die Burgenländer Ziel von sehr viel Spott, in Deutschland sind es neben den westdeutschen Saarländern und den Ostfriesen ganz besonders die Bewohner der Neuen Bundesländer, die «Ossis» (früher gab es DDR-Witze). In Frankreich macht man sich besonders über die Belgier und über Bewohner der Picardie lustig, in der Schweiz über die Österreicher. Auch innerhalb von Städten gilt der Ostteil vielfach als weniger vorzeigbar (vgl. etwa die Verselbständigung und Verallgemeinerung der pejorativen Verwendung von «East End» im englischen Sprachgebrauch). Tiefer liegende Vorbehalte und Ängste wurden in der Zeit des Kalten Kriegs gegen das gesamte slawische Osteuropa geschürt, nachdem aber bereits schon Jahrhunderte zuvor reale wie auch unbestimmte Ängste vor östlichen Völkern wie den Hunnen, Mongolen, Ungarn und Türken herrschten. Nicht zuletzt mit der territorialen Expansion der Vereinigten Staaten in den «Goldenen Westen» galt Östliches zunehmend als das Alte, Zurückgebliebene, Verlassene. Und global gesehen gilt die «Westliche Welt» mit Europa, Nordamerika sowie den früheren Kolonien in Südamerika und dem Commonwealth als «Erste Welt», die sich durch gemeinsame Werte und eine vermeintliche Leitkultur auszeichnet und sich von der «Zweiten Welt» der Schwellenländer und der «Dritten Welt» der Entwicklungsländer abhebt.

Der Ost-West-Diskurs hat seine Ursprünge in der Antike mit den gezielt als Ost-West-Konflikt stilisierten Perserkriegen (im 5. Jahrhundert v. Chr.), der Teilung des Römischen Reiches, der Teilung der christlichen Kirche usw. Er kann im Grossen sicherlich als Konstante bezeichnet werden, die sich auf unterschiedlichen Ebenen immer wieder neu manifestiert. Im Kleinen sind die Verhältnisse freilich komplizierter, und Vorbehalte gegenüber der Ostschweiz sind sicherlich nicht in einer direkten Kontinuität mit den Perserkriegen zu verstehen. Aber wenn die Landstriche östlich

von Winterthur regelmässig scherzhaft als «Ostblock» oder «Ferner Osten» bezeichnet werden, so klingen doch die globalen Polaritäten immer wieder an.

Der Übername «Mostindien»

Gleichermaßen klischee- wie scherzhaft ist der Kantonsübername «Mostindien» für den Thurgau (vgl. dazu Bigler 1987 und Müller 2007). Charakteristische und typische Lebensmittel geben oft Anlass zu Übernamen für Orte, Landschaften und deren Bewohner: Wenn der Kanton Schaffhausen als *Böllenland*, die Stadt Schaffhausen selbst als *Böllenopolis*, Glarus als *Schabziegeranien* oder *Schabziegrizien*, die Aargauer als *Brösisphagen*, die Tessiner als *Polentariet* benannt werden, so erstaunt es nicht, dass auch der Thurgau einen solchen Übernamen erhält und als *Mostschweiz* karikiert wird, der Bodensee als *Mostsee* oder als *Mostindisches Meer* erscheint, schliesslich der ganze Kanton als *Mostindia* oder *Mostindien*. Auffälliger ist, dass der Übername am Kanton bis heute haften geblieben ist und sich stärker und im Gegensatz zu den meisten anderen alten Übernamen als einziger überregional behaupten konnte. Geprägt wurde der Name aller Wahrscheinlichkeit nach 1853 im «Postheiri», einer satirisch-humoristischen Wochenschrift, die von 1845 bis 1875 in Solothurn erschien. Begünstigt hat den Namen «Mostindien» zum einen die Form des Kantons, die sowohl derjenigen des indischen Subkontinents als auch der einer Birne ähnelt – und als Birne wird der Thurgau in einer Karikatur des «Postheiri» auch dargestellt. Zum andern soll Bundesrat Adolf Deucher (1831–1912) aus Steckborn anlässlich eines Besuches des Kaisers von Hinterindien gesagt haben, er stamme aus «Mostindien», und zwar just zu einer Zeit, als auch die «Ostindische Kompanie» (das Handelshaus «Gebrüder Volkart» in Winterthur) thurgauische Stoffdrucke aus Diessenhofen nach Indien vermittelte. Dabei hat wohl auch eine Rolle gespielt, dass sich das als unermesslich reich geltende Indien gut mit der ärmlichen Ostschweiz kontrastieren liess. Mit dem aufblühenden Obstbau im Thurgau ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts prägte sich schliesslich der Thurgau als typischer Obstbau-Kanton ins Bewusstsein der Schweizer ein.

Verschiedene Faktoren haben also dazu beigetragen, dass sich der scherzhafte Übername «Mostindien» etablieren konnte. Nicht zuletzt haben aber die Randlage des Kantons und die lange

während Dominanz des Primärsektors mit einem Schwergewicht auf dem Obstbau (der im allgemeinen Bewusstsein als weniger «wertig» gilt als der Industrie- und Dienstleistungssektor) für einen dauerhaften Platz des Übernamens «Mostindien» im Sprachgebrauch gesorgt.

Warum sind Ostschweizer Dialekte so unbeliebt – oder: Wann ist ein Dialekt schön?

Obschon es keine objektiv messbaren Kriterien für den Wohlklang von Sprachen gibt, gelten manche Sprachen als schön, andere als hässlich, manche Dialekte als angenehm, manche als unangenehm. In populären Umfragen («Welchen Dialekt mögen Sie am liebsten?») und daraus resultierenden Ranglisten belegen die Thurgauer Mundart zusammen mit anderen Ostschweizer Dialekten immer die hintersten Plätze. Dies gilt allerdings nicht für die deutschen Mundarten Graubündens, die, jeweils als Ganzes gesehen, immer sehr weit vorn liegen auf der Beliebtheitskala (Platz 2). Die Rangliste führt stets das Berndeutsche (Platz 1) an, gefolgt vom Walliserdeutschen (Platz 3) und vom Baseldeutschen (Platz 4). Eine unbestimmte Bewertung erhalten jeweils die Mundarten der Inner-schweizer Kantone, kontrovers wird der Zürcher Dialekt bewertet, schlecht zuzuordnen sind die Dialekte in den Kantonen Solothurn und Aargau; Glarus und Schaffhausen gehen regelmässig vergessen, aber explizit als unschön abgelehnt werden generell die Thurgauer und die St. Galler Mundarten, meist auch die Appenzeller Mundarten. Eine grosse Schweizer Sonntagszeitung erkundigte sich im Sommer 2011 nach der allgemeinen Befindlichkeit junger Menschen in der Schweiz und lotete aus, was gefällt und was nicht gefällt. In Bezug auf die Dialekte spricht die untenstehende Graphik (Abbildung 1) eine deutliche Sprache.

Dialekte

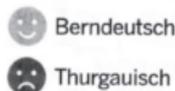


Abbildung 1: aus: NZZ am Sonntag vom 31. Juli 2011

Aussersprachliche Faktoren

Die Frage, warum die Ostschweizer Mundarten unbeliebt sind, ist schwer zu beantworten. Generell sind es meist aussersprachliche Faktoren, die für die Bewertung einer Mundart ausschlaggebend sind. Geniesst eine Region einen guten Ruf als Feriendestination, wird auch deren Dialekt besser bewertet. Die alpinen Gebiete haben darum bereits einen Vorteil. Auch urbane Zentren mit überregionaler und internationaler Ausstrahlung (Bern, Basel, Zürich) haben es besser, können aber gleichwohl polarisieren. Dazu kommen die Medien: Während Jahrzehnten waren praktisch kaum OstschweizerInnen im Radio und Fernsehen zu hören (es sei denn, wenn sie hochdeutsch sprachen); Berner, Basler und Zürcher waren lange Zeit am präsentesten. Beliebte ModeratorInnen und Persönlichkeiten aus der Medienwelt fungierten also gleichzeitig als Botschafter für ihren Dialekt. Dazu kommt die Dominanz des Berndeutschen in der Mundartmusikszene: Die Berner Musikkultur ist mit ihren Liedermachern, Rock- und Popbands seit jeher äusserst vielfältig und lebendig. Das Berndeutsche galt und gilt als am besten geeignete dialektale Singsprache, so dass sich heute ganz selbstverständlich auch Zürcher, Basler und Ostschweizer des Berndeutschen bedienen, wenn sie Lieder in Dialekt singen.

Innersprachliche Faktoren

Was die Bewertung nach sprachlichen Kriterien angeht, steht die Charakterisierung der Vokale sicherlich an erster Stelle. Die «hellen» und «spitzen» (effektiv höher im Mundraum artikulierten) Vokale gelten als unschön, während die eher «runden» und «weichen» (effektiv tiefer im Mundraum artikulierten) Vokale der westlichen Mundarten als angenehmer bewertet werden. Allerdings haben auch das Bündnerdeutsche und das Italienische sehr helle *a*-Laute – Sprachen, die man üblicherweise nicht als unschön charakterisiert und natürlich erst recht nicht aufgrund des *a*-Vokalismus. Zur Beliebtheit der westlichen und alpinen Mundarten trägt sicherlich die weit verbreitete (und sich stets weiter ausdehnende) *l*-Vokalisierung ihren Teil bei (z. B. *Milch* > *Miuch*). Während der Vokalismus aber nicht so ohne weiteres eine einheitliche Zone ausmacht, die man als typisch ostschweizerisch vom Rest der Schweiz trennen könnte, lässt sich im

Konsonantismus wenigstens das eine, entscheidende Herausstellungsmerkmal des Thurgauerdialekts näher betrachten. In der Tat hat eine Studie von Iwar Werlen im Jahr 1980 gezeigt, dass man Sprecherinnen und Sprecher, die das *r* «hinten» artikulieren, zwar mit einer sozial höheren Stellung verbindet, dass aber Sprecherinnen und Sprecher mit «vorderem» *r* durchwegs höhere Werte in den Bereichen «Humor», «Intelligenz», «Selbstvertrauen», «Geselligkeit», «Charakter», «Vertrauenswürdigkeit», «Freundlichkeit» und «Sympathie» erzielen. Gleichzeitig hat die Studie auch ergeben, dass Stimmen mit uvularem *r* signifikant negativ bewertet werden («hochnäsiger», «reservierter», «vornehmer»). Zwar hatten sowohl Probanden als auch SprecherInnen einen berndeutschen Dialekthintergrund, eine areale Auswertung war also nicht möglich. Immerhin konnte aber in Einzelgesprächen ermittelt werden, dass sich ein im bernischen Nidau ansässiger Thurgauer «vorderes» *r* angewöhnt hatte – ganz offensichtlich aufgrund der emotionalen Wertigkeit des *r*-Lauts.

Zuletzt hat sicherlich auch die grossräumige dialektgeographische Verbundenheit des Nordostens mit dem mittellalemannischen Sprachraum jenseits der Staatsgrenze und damit die lose Entkoppelung vom Hochalemannischen das Ihre dazu beigetragen, dass die Thurgauer Mundarten in der Schweiz nachteilig bewertet werden. Es ist wohl nur ein unterschwelliges Empfinden; dieses hat jedoch tiefe Wurzeln in der (Sprach-)Geschichte.

Ausgewählte Literatur

- Berchtold, Simone Maria: Streifzüge durch die Mundarten des östlichen Bodenseeraums, in: Entwürfe. Zeitschrift für Literatur 58 (2009), S. 79–84.
- Berchtold, Simone Maria; Graf, Martin Hannes: Diphthongierung und Monophthongierung im Südalemannischen? Ein Beitrag der Namenforschung zur Diachronie der Raumstruktur des Alemannischen, in: Raumstrukturen im Alemannischen. Beiträge der 15. Arbeitstagung zur alemannischen Dialektologie, Schloss Hofen, 19.–21.9.2005, hg. v. H. Klausmann, Graz, Feldkirch 2006, S. 195–203.
- Berthele, Raphael: Wie sieht das Berndeutsche so ungefähr aus? Über den Nutzen von Visualisierungen für die kognitive Laienlinguistik, in: Hubert Klausmann (Hg.): Raumstrukturen im Alemannischen. Beiträge der 15. Arbeitstagung zur alemannischen Dialektologie, Schloss Hofen, Vorarlberg, 19.–21.9.2005, Graz, Feldkirch 2006, S. 163–175.
- Bigler, Niklaus: Von Mostindien nach Mutzopotamien: Ortsübernamen im «Postheiri», in: Festgabe für Peter Dalcher, Chefredaktor des Schweizerdeutschen Wörterbuches, zu seinem 60. Geburtstag am 26. April 1986, Zürich 1987, S. 41–53.
- Bühler, Carl Rudolf: r-Varianz im alemannischen Sprachraum. Unter besonderer Berücksichtigung des Aufnahmegebietes des Südwestdeutschen Sprachatlas, Freiburg im Breisgau 2004 (Masch. Mag.).
- Christen, Helen: Was Dialektbezeichnungen und Dialektattribuierungen über alltagsweltliche Konzeptualisierungen sprachlicher Heterogenität verraten, in: A. C. Anders, M. Hundt, A. Lasch (Hg.): Perceptual Dialectology. Neue Wege der Dialektologie, Berlin, New York 2010, S. 269–290.
- Christen, Helen; Glaser, Elvira; Friedli, Matthias (Hg.): Kleiner Sprachatlas der deutschen Schweiz, Frauenfeld, Stuttgart, Wien 2010.
- Christinger, Jacob: Thurgau, in: Schweizerbund in Schweizermund. Gründung und Aufbau der Eidgenossenschaft; dargestellt in 26 Hauptmundarten, Zürich 1891, S. 123–131.
- Eigenmann, Michelle: Dialektwandel in der Ostschweiz. Die Annäherung des Frauenfelder Dialektes an das Winterthurerische, (unpublizierte) Lizentiatsarbeit, Zürich 2009.

- Enderlin, Fritz: Die Mundart von Kesswil im Oberthurgau. Mit einem Beitrag zur Frage des Sprachlebens, Frauenfeld 1911 (Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik; Bd 5).
- Fischer Hermann: Atlas zur Geographie der schwäbischen Mundart, Tübingen 1895.
- Forster, Anna Elisabeth: Us em Schnitztrog, Frauenfeld 1998.
- Furrer, Norbert: Die vierzigsprachige Schweiz. Sprachkontakte und Mehrsprachigkeit in der vorindustriellen Gesellschaft (15.–19. Jahrhundert), 2 Bde., Zürich 2002.
- Gabriel, Eugen: Die Mundarten des Bodenseeraumes, in: Der Bodensee. Landschaft – Geschichte – Kultur, Sigmaringen 1982, S. 281–300.
- Gabriel, Eugen: Beiträge zur alemannischen Dialektgeographie, in: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 59 (1992), S. 129–166.
- Haas, Walter: Die deutschsprachige Schweiz, in: H. Bickel, R. Schläpfer (Hg.): Die viersprachige Schweiz, Aarau, Frankfurt am Main, Salzburg 2000 (Sprachlandschaft; Bd. 25), S. 57–138.
- Hausknecht, Ernst: Die Vokale der Stammsilben in den Mundarten der Stadt St. Gallen und des Fürstenlandes (Zürcher Dissertation), Frauenfeld 1908.
- Hilty, Gerold: Gallus und die Sprachgeschichte der Nordostschweiz, St. Gallen 2001.
- Hotzenköcherle, Rudolf: Die Sprachlandschaften der deutschen Schweiz, Aarau, Frankfurt am Main, Salzburg 1984 (Sprachlandschaft; Bd. 1).
- Hotzenköcherle, Rudolf: Aspekte und Probleme der Vokalquantität im Schweizerdeutschen, in: Dialektstrukturen im Wandel. Gesammelte Aufsätze zur Dialektologie der deutschen Schweiz und der Walsergebiete Oberitaliens, hg. v. R. Schläpfer u. R. Trüb, Aarau, Frankfurt (Main), Salzburg 1986 (Sprachlandschaft; Bd. 2), S. 319–333.
- Hotzenköcherle, Rudolf: Geographie und Geschichte des Numerusmodells von «Bruder» im Schweizerdeutschen, in: Dialektstrukturen im Wandel. Gesammelte Aufsätze zur Dialektologie der deutschen Schweiz und der Walsergebiete Oberitaliens, hg. v. R. Schläpfer u. R. Trüb, Aarau, Frankfurt (Main), Salzburg 1986 (Sprachlandschaft; Bd. 2), S. 273–287.
- Jutz, Leo: Die alemannischen Mundarten (Abriss der Lautver-

- hältnisse), Halle (Saale) 1931.
- Keller, Erni: Saleschter Dialäkt. Ausdrücke und Redewendungen aus der Zeit von 1930–1950, Ermatingen 2013.
- Klausmann, Hubert; Kunze, Konrad, Schrambke, Renate: Kleiner Dialektatlas. Alemannisch und Schwäbisch in Baden-Württemberg, Bühl 1993 (Themen der Landeskunde; Heft 6).
- Kraehenmann, Astrid: Quantity and prosodic asymmetries in Alemannic. Synchronic and diachronic perspectives, Berlin u. a. 2003.
- Landolt, Christoph: Dialektale Morphologie und Morphonologie im Wandel – Beispiel Zürichdeutsch, in: H. Christen, S. Germann, W. Haas, N. Montefiori (Hg.): Alemannische Dialektologie: Wege in die Zukunft. Beiträge zur 16. Tagung für alemannische Dialektologie in Freiburg/Fribourg vom 7.–10. 9. 2008, Stuttgart 2010 (ZDL-Beiheft 141), S. 97–113.
- Lötscher, Andreas: Schweizerdeutsch. Geschichte, Dialekte, Gebrauch, Frauenfeld 1983.
- Mente, Michael: Steine, Marken, Zäune: Der Thurgau und seine Grenzen in Fluren, Köpfen und Namen, in: E. Nyffenegger, M. H. Graf: Thurgauer Namenbuch: Die Flurnamen des Kantons Thurgau, Bd. 2.1, Frauenfeld, Stuttgart, Wien 2007, S. 167–191.
- Moor, Uwe: Der Kulturraum Thurgau, in: E. Nyffenegger, O. Bandle: Thurgauer Namenbuch: Die Siedlungsnamen des Kantons Thurgau, Bd. 1, Frauenfeld, Stuttgart, Wien 2003, S. 11–34.
- Müller, Urs: Der Obstbau im Thurgau, in: E. Nyffenegger, M. H. Graf: Thurgauer Namenbuch: Die Flurnamen des Kantons Thurgau, Bd. 2.1, Frauenfeld, Stuttgart, Wien 2007, S. 235–249.
- Nägeli, Ernst: De Thurgau, d' Thurgauer ond s' Thurgauer-tüütsch, in: Schwyzerlüt 7–9 (1941), S. 3–7.
- Nägeli, Ernst: Wie d' Thurgauer schwätzed, in: Schweizer Dialekte. Zwanzig deutschschweizerische Mundarten, porträtiert von Kennern und Liebhabern. Mit einem Nachwort von Dr. Rudolf Trüb, eingeleitet und herausgegeben von Robert B. Christ, Basel, Stuttgart 1965, S. 29–37.
- Nyffenegger, Eugen: Die Beggeligrenze in einer Zeit des Sprachwandels. Beobachtungen mit dem Material des Thurgauer Namenbuches, in: Alemannisch im Sprachvergleich. Beiträge zur 14. Arbeitstagung für alemannische Dialektologie

- in Männedorf (Zürich) vom 16.–18.9.2002 (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik; Beiheft 129), Stuttgart 2004, S. 321–341.
- Nyffenegger, Eugen: Die Thurgauer Mundart im Lichte der Namensammlung, in: E. Nyffenegger, M. H. Graf: Thurgauer Namenbuch: Die Flurnamen des Kantons Thurgau, Bd. 2.1, Frauenfeld, Stuttgart, Wien 2007, S. 37–50.
- Ott, Peter: Art. «Dialekte: Deutschschweiz», in: Historisches Lexikon der Schweiz, Bd. 3, Basel 2003, S. 696–697.
- Pestalozzi, Rudolf: Urdeutsch k bei Notker, in: PBB 41 (1916), S. 129–162.
- Pupikofer, Johann Adam: Der Kanton Thurgau, in: Historisch-geographisch-statistisches Gemälde der Schweiz, Band 17, St. Gallen, Bern 1837, S. 117–122.
- Ribi, Adolf: Die Gangfischsegi. Ein Beitrag zur Ermatinger Fischersprache, in: Thurgauer Jahrbuch 1975, S. 28–52.
- Saxer, Alfred: Das Vordringen der umlautenden Plurale bei den Kurzverben (gehen, haben, kommen, lassen, müssen, schlagen, stehen, tun) in der Nordostschweiz, Diss. Zürich 1952.
- Schoop, Albert: Unser Thurgau, Frauenfeld 1991.
- Schrambke, Renate: Realisierungen von /r/ im alemannischen Sprachraum, in: Dialectologia et Geolinguistica 18 (2010), S. 52–72.
- Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache, (bisher) 16 Bde., Frauenfeld 1881–2012.
- Schwyzer, Eduard: Ein Zeugnis für â aus mhd. ei im Nordosten des hochalemannischen Gebietes, in: ZfdM 1 (1900), S. 150.
- Schwyzerlüt. Zyttschrift für üsi schwyzerische Mundarte, 3. Jahrgang, No. 7–9: Thurgauer-Nummer (1941).
- SDS = Sprachatlas der deutschen Schweiz, hg. v. R. Hotzenköcherle u. a., 8 Bde., Bern 1962–1997.
- Scherrer, Yves: Maschinelle Übersetzung für die schweizerdeutsche Dialektlandschaft (Referat, gehalten an der 17. Arbeitstagung zur alemannischen Dialektologie, Universität Strassburg, 28. Oktober 2011 [unpubliziert]).
- «So händ s gschwätzt»: Dialektaufnahmen des Phonogrammarchivs der Universität Zürich im Thurgau 1930. CD und Booklet mit Transkriptionen, Zürich 2003.
- Sonderegger, Stefan: Volks- und Sprachgrenzen in der Schweiz im Frühmittelalter: der sprachgeschichtliche Aspekt, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 13 (1963), S. 493–534.

- Sonderegger, Stefan: Thurgauer Namen – Kulturgeschichtliche Herausforderung ohne Grenzen, in: Thurgauer Beiträge zur Geschichte 141 (2004), S. 171–180.
- Tobler, Titus: Alte Dialektproben der deutschen Schweiz, St. Gallen 1869.
- Werlen, Iwar: R im Schweizerdeutschen, in: ZDL 47 (1980), S. 52–76.
- Wiesinger, Peter: Die Einteilung der deutschen Dialekte, in: Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung, 2. Halbband (HSK 1.2), Berlin, New York 1983, S. 807–900.
- Zehnder, Beat: Die Gemeindenamen des Kantons Aargau. Historische Quellen und sprachwissenschaftliche Deutungen, Aarau 1991 (Argovia; Bd. 100/II).
- Zehnder, Leo: Volkskundliches in der älteren schweizerischen Chronik, Basel 1976.

Websites: www.idiotikon.ch, www.regionalsprache.de

Kleines Florilegium von Texten in Thurgauer Mundart

Vorbemerkung

Die nachfolgenden Texte wurden ohne Eingriffe des Herausgebers in die hier abgedruckte Auswahl übernommen. Die zahlreichen Auffälligkeiten und Eigentümlichkeiten in Interpunktion, «Orthographie» bzw. mundartlicher Schreibpraxis bleiben hier bewusst unkommentiert, «unverbessert» und sollen einfach wertungslos nebeneinander Platz finden. Sie dokumentieren das (meist recht erfolgreiche) Ringen um einen Modus, die dialektale, oft sehr sprechsprachliche Form in Schrift zu gießen. Die Texte mögen auch ohne sprachlichen und inhaltlichen Kommentar bleiben, sondern die Leserinnen und Leser zum Nachdenken und vielleicht zum Nachschlagen (etwa im Schweizerischen Idiotikon) anregen.

Rudolf Siegwart

Daß me-n-au so dumm cha si! (1867)

Jetzt huet i mi Heerdli
Scho lang uf der Weid;
Doch fehlt mer das Meitli,
Das thuet mer so leid!

Vor em Johr, uf dem Plätzli,
Do trüff i's zmol a,
Do het es Meierisli
Im Chörbli drin gha.

Und do hät's mer grad gfalle,
Wil's so suber und nett:
I ha gsüfzget im Stille:
O wenn i's no hett!

Wie bin i so dumm gsi!
O wie's mi jetz gheit!

O hett em's doch offe
Und frischeweg gseit!

Es ist no so fründli
Is Hüttli inne cho,
Und ha-n-is uhni Chüssli
Vom Bergli abe glo!

Wohl blüiet jetz d'Risli
Ufem selbige Platz;
Doch niene mit em Chörbli
Ist min tausige Schatz!

Drum sterbet die Blüemli
Eis em andere noh,
Und chunt nid bald s'Meitli,
Wüerd's mer au no so goh.

J. Albert Bachmann (1863–1934)

Der unrechtmässige Schlossherr

Uf eme schöne Schloß hät emol en Ma gwont und dä hät vil Gelt und Güeter gha. Aber bi alne syne Schätzen ist er doch nid glücklech gsi. De ganz Tag hät er si nie vor de Lüüte zaage lo, und blos am Obed, wenn 's scho gnachtet hät und d' Lüüt abem Feld haa ggange gsi sind, ist er öpen emol voruse cho. Fyster und truurig ist er denn umenand gloffe; wenn er Öppert gseh hät dether cho, so hät er en Umweg gmacht, no das er Niemertem unter t' Auge mös. Dihaam hät er niemert gha weder en aalte, aalte Huuschnecht, und dem hät er Als überlo. Dä hät müese mit de Lüüte verchehre, und we me 'n gfroget hät, warum das au sin Her so gspässig sei, so hät er no de Chopf gschüttlet und gsaat, er wüssi 's selber nid. Aber er hät 's doch gwüßt und emol hät er 's Aam, wo 's guet hät chöne mit em, verzellt. Dä hät em aber müese verspreche, das er 's Niemertem wel säge. Aber noh und noh isch es doch uuscho, und do hät me denn ine worde, das de Schloßher ka guets Gwüsse gha hät. Won er no jung gsi ist, hät er no en Brüeder gha, und mit dem hett er möse sy Guet taale. Und das er da nid mös tue, hät er syn Brüeder heimlich umbbroocht und hät uustreue lo, er sei gestorbe. Und sit do hät er kei rueigi

Stund me gha; 's bös Gwüsse hät en ploget, won er ggangen und gstanden ist. So isch es mängs Johr lang gsi, bis men emol amene Morge de Her tod i syner Chammer ine funde hät. Chum ist er vergrabe gsi, so ist en Verwandte von em, wo bis do ane wyt eweg dihaam gsi ist, cho und hät mit syner Familie und vile Dienere ufem Schloß gwont. Aber da ist nid lang ggange. Al Nacht, we 's Zwölfi gschlage gha hät, händ si im Cher ene ghört rumplen und poldere, we wenn en Erdbebe chäm, und dur d' Gäng duren ist e schuurigi wyßi Totegstalt gschliche, und die hät gsüüfzget und gjäämeret, das 's fürchtig gsi ist; e Magd, wo 's emol gseh hät, ist vor Schrecke gestorbe. Und wo da nid hät wele ufhöre und vo aaner Nacht zor andere de Lärmen al fürchtiger worden ist, do isch 's zletst dene Lüüte, wo im Schloß gwont händ, vertlaadet und si sind furtzoge dei ane, wo si früener gsi sind. Und vo da a isch 's Schloß leer gstande; Niemert hät si me traut, no drinine z'go. Wind und Wetter händ dra zehrt und grisse; d' Muure sind noh und noh ygfale und Gras und Gstrüüch wachst ez dei, wo zon ere Zyt 's Schloß gstanden ist.

Otto Nägeli (1843–1922)

Gropplied

Hinecht isch 's stärnehäll!
 I gang go fische goh,
 Groppe goh, stroaffe goh,
 Hinecht isch 's guet uf all Fäll!
 Zwüsched dem Hällechopf,
 Schwyzerchopf, Gruebechopf
 Stroaff i der Wyßi noh, schlämms über d' Chäll.

Tifig em Schjäff en Schupf!
 'S Gärnli fangt z' laufen a,
 Z' rinnen a, z' stroaffen a –
 Alles ryßt 's innen in 'n Gupf.
 'S wimmlet vu Groppe drin,
 Hüürlig drin, Trysche drin,
 Und wänn i 's Ströäffli roab, git's gad en Lupf!

Morndrigs chert 's Blättli ganz.
Hüt mo no g'röcklet sy,
'Tribet sy, 'büeret sy;
Morn goht's a d' Fasnacht zum Tanz.
Z' ringsum gohnd d' Chnabechöpf,
D' Groppechöpf, d' Mäitlichöpf,
D' Beet und de Bartlemee, D' Vrä und de Franz.

Z'erst setz-i d' Netze lomm,
Gly streck-i 's Söäli rack,
'S Ärli rack, 's Tüechli rack,
Tryb und lock: Fischli, chomm, chomm!
Wänn i koa Fischli fang,
Gröötli fang, Mäitli fang,
Juck i grad z'mittst in'n See, na – gang-i homm!

Zeppelinlied

De Zeppelin chunnt, de Zeppelin chunnt,
mer höred ehn scho surre.
Jetzt flügt er, währet alls noh stunt,
scho ob de Chöpfe durre.
Wo chunnt er her, wo fahrt er hi?
Isch öppe blos e Wunder gsi?

Wott ächt en Riesesydewurm
en Sommervogel werde?
Hät üsen alte Chircheturm
Kei Hab meh uf der Erde?
Ne nei, das ist sin Luftballo,
de Zeppelin ist zue n is cho.

Dä cha halt uf sim Luftschuelroß
wie gär kein andere ryte,
und täted ehn drum Chly und «Groß»
benyde n und bestryte,
mir gunned s ehm und juxed: hoh!
De Zeppelin und sin Luftballo!

'S Liedli vom zfredene Thurgauer

De Thurgi ist e prächtigs Land,
 Glaub's no, soß wer i taub,
 Ond wänn's vil Wy ond Öpfel get,
 So häm-mer Gält wie Laub.

Zwor goht's halt o ned all eso,
 Mer send ned arm, ned rych;
 Mer hand so, wa me nötig bruucht,
 Doch zfredede sem-mer glych.

E bravi Frau ond liebi Chend,
 E Huus ned z' groß, ned z' chly,
 Ond z' schaffe gnueng. Do cha me jo
 Wol glücklech si deby.

Ond hät me dänn de ganze Tag
 Rächt gschafft vo früeh bis spot,
 So sitzt me z' Obed uf de Bank
 Vor 's Huus, im Obedrot.

Luegt, wie de Sántis z' allerletst
 No grüezet zom Thurgi här
 Mit some glühig-rote Chopf,
 Als öb 's sys Brüütli wär.

Er fänd o sicher wyt omhär
 Ka brävers, schönens meh;
 Da wyst em jo de Spiegel scho,
 De glitzrig Bodesee.

Ond glaubsch es ned, so chomm im Mäi
 I's Bluest, so wyß wie Schnee,
 Was gelt's, du gest dänn sälber zue,
 Es chönn nünt Schönens ge!

Drom isch 's mer o vil lieber jo
 Als Hüüffe Guet ond Gält;
 Chorzom, my Ländli gäb i ned
 Om alles i der Wält!

Jakob Hirth

Ausschnitt aus dem längeren Text *Os em Läbe vo de Chesswiler Schöffmane* (1917, aus der Handschrift im Besitz des Schweizer-deutschen Wörterbuchs, Zürich)

Der uugfreutischt Loft, wo mer am Obersee hôôd, ischt d' Pföö. Wenns öber d' Bäärg ine e so e Hälli macht, nô en Nördruus dra häre gôôt, oder wenns öber em See ine liit wie Blei, denn lueget en Jede, das er gueti Schtelli verwötscht. Wie de Pföö Dee omewörft, wo dri ine choot, da chan i os Erfaarig säge. Ame schöne Mörge bin i mit Schiffliwörts gi Lende ufe gsäglet, ond wo mer de Lascht Brätter fertig glade ka hôôd, send mer gi Haard dore gfaare, wo d' Schöffmacher gad en neus Schäff i der Aarbet ka hôôd. Sobald die Schiffliwörts söö gsäche hôôd, das s' no gueti Waar zom baue hond, ischt me wider zom Lascht dore. S' Wätter hät gad öd vill glich gsäche, aber mer hôôd grächnet, mer chömid nô öber s' Riihörn abe, vôr d' Pföö uusbrächi, ond send fort. Bim Wätterwinggel one aber send scho die erschte Schwigge öbers Riet ine cho, ond eerscht da verdächtig Ruusche dehender ane! Jez ischt is nünt anders vôörplebe, as der Aangger usekäie. Jez isch aber choo! Mer send ka zwaahondert Schrett vom Land ewäg gsi, aber me häts amel nume gsäche, wenns wider eso stüübige choo ischt. Dor d' Bomsaal häts pfeffe, das am gad gruuset hät, kuum hät mer me chöne schtoo. Zo üserem Uugfell ane hôôd mer linde Bôde verwötscht ka, ond der Aangger hät aagfange nôchegee, au der ander, wo mer au nô ine keit hôôd, hät au öd ghebet. Im Nu send mer öber d' Halde ine gsi, ond hôôd nünt anders mache chöne as luege, das mer s' Schäff graad is Gwäll ine bringid. Zom Glögg ischt der Sägel zemeglaad gsi. Da ischt jez en uusgmacht Sach gsi, das es is s' Schäff föllt. De gnoote Wag hôôd mer d' Aangger ufezôge ond di schwäre Aangersaal öber de Laascht ine zôge onds am Graas ond am Wannelôch aagmacht. S' ischt Ziit gsi. Hene ine, ond öber d' Feeri ischt s' Wasser gad ströömwiis ineghaglet, e so e Gwäll häts ggee; wenn denn so räcti Stööss choo send, ischt s' Wasser gad gflôge, ka schöpfe hät me bschösse, i fööf Minute ischt s' Schäff voll Wasser gsi. Will d' Brätter eso guet glade gsi send, hôôds zemme ghebet ond au möge s' Schäff träge. Däwäg häts is gi Langenaarge dore gno. Gad hender de Muur hôôd mer Bôde öbercho, am e Blaz, wo s' Gwäll öd eso wüescht häd chöne tue. Of d' Nacht hät d' Pföö abge, so das mer as Lääre hôôd

chöne teengge. Säb mues i säge, die Schöffmane dôô öberhene hood is ungrüefte gholfte, wie mes bi üüs hene gwöönt gsi ischt.

Alfred Huggenberger (1867–1960)

Sepplis Christbaum (1942)

's hät nid vill Chrömli a mim Baum,
Kei Silberchugle g'seht me draa,
Defür denn Öpfel, gäl und rot,
Düerr Bire, was nu hange chaa.

Ich weiß, daß d' Mueter 'briegget hät,
I weiß, i hetts nid sölle gseh;
Si hett mer, wenns hett chönne sy,
Di schönste, tüürste Sache g'gäh.

Wenn z'Obig d Liechtli brenne tüend,
So sitz i uf em Ofetritt
Und luege halt mis Bäumlü aa –
Öbs uf der Welt e schönens git?

Emol, do häts mi heimli truckt,
Ha lysli d' Chuchitür uftoo,
Hett gern der Mueter alles gsait –
Si lächlet: Hesch i weiß es schoo! ...

Fritz Enderlin (1883–1971)

De Sonderbunds-Chrieg (1947; «aus dem Französischen des C. F. Ramuz ins Oberthurgauische übertragen»); Beginn)

Der alt Schäng-Danieel mit sine-n-Achzge
ischt öd wie jungi Lüüt vo hützetags,
wo 's ganz Ziit chrangg send wège nünt.
Da ischt en Zääche wie-n-e-n Aach.
Er saat: «Meer hèt nõ nie nünt gfäält.
Der Aarm isch guet, de Chopf isch guet;
blos mino Bòò send nünt me wèrt.»
Ond saat mer em: «Eer hòòd nõ Gfell.»

«Jò friili», mèènt er, bis uf d' Bòò.
Blos mino Bòò send nünt me wèrt.»

's chood Lüüt, mer neet Platz vòr em Hus.
's ischt onder Liecht, dò flüüged d'Flèdermüüs.
Ond luegt mer uuf, so secht mer si,
secht, wie si sich verròded onderem Tach
ond hinggig flüüged, wènn si good.
Die Muure bhaalted d'Wermi lang,
bis zmòòl en chüele-n-Òòrdluft choot,
ond ales saat: «Woll, 's Wètter bliibt.»

Schäng-Danieel setzt i sim Schtuel,
– die Leene-n-ischt vo Widligflècht –
om sini Äügli luuter Fäält,
ond, wo sis Muul sett si, e Loch.

D'Hènd ligged em uf sine Chnüüne,
er tuet kchòn Wangg. Vo Ziit zo Ziit
no zettered em Hènd ond Chnüü
wie zmòòl im Òòrdluft 's Laub òn Bòme.

Dino Larese (1914–2001)

I plange (1987)

I weiss, i ha dr Chummer gmacht,
Hesch müene brüele wege mer;
I has nòd wele, dass so chont,
Wa gäbti jetz wenn s anderscht wär!

I stoone do mit leere Händ
Wie wiit ewäg und ganz elei –
O wenn t du chämscht und säge wörscht:
Chom, s isch verbi, chom zuemer hei!

Anna Elisabeth Forster (1931–2010)

Üseri Schprooch (1998)

I de letschte Joore hani alt Usdrügg ond Redesarten ufgschrebe,
wo mer amel zmol wider z Sii cho send. S gloscht mi, öppenmol

«e Süüren ufzschteche» ond e chli bosartig z werde.

Hüt goots mer om Neme, Gschlächtsneme ond Ortsneme, wo all mee uf hochtütsch usgsproche wöred. Fanged mer aa mit den alte Chemetalergschlächter Chloorer ond Nooter. Es sölled o d Zuezügler leere, dan üsen Poschthalter all nõ Nooter haasst, wie vor hondert Joore. Wie me de Name schriibt, secheds jo uf jedem Quittigsabschnitt bi lizalige. S deenti «a» tuet sich bi üs zomene «oo» verendere, im Gegesatz zom chorzen «a» bi Wachter. Engeli, Ess, Ebinger, Oberhensli saat me mit em gschlossne «e» ond ned mit «ä». Bi Borgemeischer ond Bronemeischer tuet sich s chorz «u» zomene «o» wandle. S lang «u» wört zomene «ue» bi Nuefer ond Hueber. Mohn wört als Moo usgsproche. Mer Hugelschofer hand alewil vo de Tütsche z Wald ond im Riet verzellt ond ned vo de Deutsch. Selbverschendlech säged mer Chemetaler Cheller, Chrüsi ond Chloorer, e «K» hammer ned i üser Schprooch.

En Heewiis uf e par Vorneme, zom Bischpil Ursula. Nõ mi Grosmueter het vo de Orschle oder em Orscheli gredt. Jakob «Jogg», da isch früener en gachtete, wiit verbraatete Name gsi i üser Geget, wie Konerad «Choret» ond Ulrich «Uelerech». S isch mer erscht i de letschte Jooren ufggange, worom. Konrad isch de Chostezer Schtadt-Heilig, d Choradi-Mess, de Chorets-Mart, isch en Tag gsi im Wentermonet, wo d' Lüüt us em Göögelland i d Schtadt gfaare send, go Obs verchaufe ond deför anderi Waar hamzbringe. D Chrüzlinger Chloschterchereche isch em Uelerech gweiht ond am Pilgerweg isch de Jakob de Schutzheilig gsi. So hand di guet refermierte Chemetaler er Buebli uf die Neme tauft, wies sit alters her de Bruuch gsi isch.

Bi den Ortsnemen isch es sone Sach. I ha schómol drof heegwese, da bi üs d Wortverbindige «sh» ond «sw» als «sch» usgsproche wöred: Hugelschofe, Altschof, Groltschuuse, Altischuuse, Sigerschuuse, Ofterschuuse, Dippischuuse, Bäterschuuse, Gebelschuuse, Alterschwile, Engelschwiil, Beggelschwile, Lipperschwiil (Lippoldswilen) ond Henderlipperschwiil (Lipperswil). Im letschte Joorhondert send übrigens all Ortsneme mit der Endig «wil» oder «wilen» mit «weil» oder «weilen» gschrebe worde. Interessanterwis het sich den die mundartlech Schriibwiis schpörter offiziell wider doregsetzt.

Bsonders am Herz liit mer aber Nüüwile! Bhaltet mer da schö alt «nüü». O d Schafuser säged erem Neunkirch «Nüüchilch». S «ä» vo Älighuse isch de Gegesatz zom gschlossne «e» vo Enggwile. Da saat o fascht nemer mee, «Ängwile» isch modern! Bi Radio Thurgau het vor e par Jooren en Herr Äbinger (er isch eso

aagsaat worde) öber de Bou vo der A7 bi Ängwile gredd. I ha mi
gschemet, da mer Thurgauer ned mee Selbschtbewusstsi hand.

Stefan Keller (* 1958)

S Fescht (1987)

nochdem er
d brissago fertig graucht het,
nochdem er
de saft ustrungge het,
nochdem er
nomol e brissago graucht het,
nochdem er
en letschte saft trungge het,
isch er mit de frau
rasch go tanze,
het sech gärgeret,
gopferteggel, die
wird au all lahmer,
denn het em
d serviertochter uf d pfote ghaue,
denn het em
d nochberi uf d pfote ghaue,
denn het em
d frau nöd uf d pfote ghaue
denn isch er
psoffe gsii,
denn isch er
verruckt gsii,
denn isch er
i s nescht,
sone fescht eimol
im johr
eimol i heller verzwiiiflig,
wenn d söttsch
us der use goh.

SIT 1415 PROVINZ

sinerziit
hemmer no töre
de jan hus samt

büecher verbrenne.
 hützutags
 versuufed mer
 i de chline n uufträg.

ERNTEDANK
 de saft isch
 hüür scho
 i de öpfel gäret,
 d milch i de chüeh
 zu gülle worde,
 d nüss hend am
 bomm obe gchiimet,
 i de epeerifelder
 isch gomfi gchlebet,
 ond s gräs isch
 schtändlig tüeret.
 e huere schlechts johr,
 e huere gjommer,
 we wennis nöggschtijohr
 besser wär.

Lara Stoll (* 1987)

Büggle (2011)

Wie sie alli gsehnd, bini nüme die Jüngst, jo es goht langsam abwärts mit mir. Mini Zahspange händs mer vor vier Johr usegnoh und ez warti aigentli nuno ufs künstlich Gebiss. D Bei düend mer immer weh, dä Doktor meint zwar das seg wili no wachs aber ich glaub das sind d Chrampfodere. Aber öbis, öbis efüllt mi ebe immerno mit Lebesfreud. Büggle, mmmh duen ich gern büggle. Hose, Libli, Söcke und am liebschte Underhose, und es isch erscht schön büglet wennis e Bügelfalte hät. Bin amig richtig trurig gsi weni d Wösch fertig büglet han, drum hani denn agfange anderi Sache büggle. z. B. de Pizzateig oder d Hoor vo mim Fründ.

Mini Nochbere sind recht beedruckt gsi, vor allem vo de perfekte Bügelfalte vom Tigi min Kater, dä hät schampar guet usgseh.

Irgendwen isch den emol e Frau vorbi cho, wo hät wele dasi d Faltene vo ihrem Mops usebüggle. Mit de vorige Huut hämer dänn aifach no en zweite Schwanz gmacht. Au sind mengs alti Lüüt zu

mir cho, zum sich d Falte wegmache loh, döt isch den schwieriger mit de viele Huut, bi de Manne hämers denn amig in Bart ineflochte und bi de Fraue hinder d Ohre gnoh und mis Markezeiche isch au do immer e perfekti Bügelfalte ide Mitti gsi uf das hani aso bestande.

Irgendwen hani den s Bügelise für alles mögliche brucht, zum es Steak abrötle zum Spiegeleier mache, oder zum d Zigarette azünde, ich has aigentli immer debi gha, ide Handtäsche.

Und denn hani sersch mol devo ghört, vom Extrem-Bügler. Das heisst, bügle adä unmöglichste Ort. Das hätmi sofort packt! Ich hans Bügelbrett gschulteret und bin los richtig Matterhorn. Das isch es irrinnigs Gfühl gsi uf dere Bergspitze obe, en chüele Wind ide Hoor und dezue Underhose bügle.

Wie sone Droge isch das gsi und ich hans immer meh müsse usefordere, je gefährlicher desto besser. Währendem Autofahre, währendem Wasserskifahre, mich hät nünt igschüchteret. Aber dänn händs mi verwütscht. Schwarz agleit und verummmt, hani d UBS GV gstürmt und han ufem Rednerpult en rosarote Schlüpfer büglet.

E saftigi Buess hät das geh! Aber uf eimal sind alli Medie uf mich ufmerksam worde und ich bi sogar bi «Wetten dass...» iglade worde! Nochedemene gsait ha das mini Spezialität uf fahrende Untersätz z bügle seg, händs mi gfröget öbis mer zuetrau en Mops z bügle, währenddem ich uf de Schultere vom Simon Amann hock und mer d Schanze z Obersdorf abespringed.

De Roberto Blanco min Wettpate hät also a mich glaubt und so häts dänn gheisse «Top die Wette gilt.»

Mir sind los gfahre, bis as Änd vo dä Schanze hät no alles prima klappet, und ide Luft häts üs denn usenand gnoh. De Mops und s'Bügelise häts irgendwie rechts weg gno, mich häts grad abezoge und ich ha no chöne zueluege wies s Bügelbrett und de Simi wiit wiit füre in Wald ie gnoh hät. Jo... sit däm ischer ebe chli en komische dä Simon... aber er hät ez glaub glich no e Frau gfunde.

Mir und em Mops häts nünt gmacht und dä Roberto Blanco hät für die verlore Wett mit em Gottschalk müsse en Schlicher tanze, aber luschtig hegs usgseh, aso beides.

Jo sit do hani wieder e chli gruhiget, aber isch jo au recht so, schliesslich bini jo wie gsait eh nüme die Jüngst.

Tanja Kummer (* 1976)

cig (2014)

Hüt kommuniziert me chuerz. Chuerz isch guet. Sicher wür me «chuerz isch guet» im ne tweet oder in ere whatsapp-Noochricht mit «cig» abchüerte und da nöd j4f – just for fun – sondern well me sich in ere Ziit, wo vil gschribe wird, mo chuerz halte, we me wott, das d’Lüüt lese, wa me schriibt. I selber han aber zum Bischpil gern langi Brief und fänds schö, we me sich immer no episch Brief uf Büttepapier wür schribe und sie an ere Brieftube wür mit uf de Weg ge. Aber hüt mu me effizient kommuniziere, das me au no Zit hät, zum alles z’lese, was eim so zuegschickt wird. Sehr effizient isch es natürl, we me d’Informatione über da, wa me gad macht, wi’s eim goot oder wo me isch, a verschidni Empfänger schickt, denn mue me nöd jedem Einzelne schriibe. Da cha me bin ere Brieftube natürl vergesse: Die flüügt nu zu eim Empfänger und nid ano gad zu dem im CC. Aber item. Dass Effizienz i allne Lebesberich immer wichtiger wird, isch mer letschti ufgfälle, won i mi am Bahnhof z’Frauefeld von ere Kollegin verabschiedet ha. I han bis dött ane immer gmeint, i Sache Abschieds- und Begrüessigsküssli siged drü Küssli Usus. Mir händ losgleit: Eimol Schmatz, zweimol Schmatz, drü... aber do isch ufzmol kei Bagge me gsi zum Küsse. «Küssisch du nüme drümol?», han i gfrooget.

«Nei, nu no zweimol, da schparet Ziit», hät mis Gegenüber gseit und ka Gsicht verzoge. Nu no zwei Küssli us Ziitgründ?

Da törf jo nöd woor si!, han i denkt, d’Auge vertrüllet und mir isch gsi, als wär am Himmel gad e Brieftube vorbiigfloge.

Fünf transkribierte Dialektproben aus dem Thurgau nach Aufnahmen im Jahr 1930

aus: *Schweizer Aufnahmen (deutsch). Tondokumente aus dem Phonogrammarchiv der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Gesamtausgabe der Historischen Bestände 1899–1950. Series 6/1. Österreichische Akademie der Wissenschaften 2002. 10 CDs.*

Vgl. dazu auch die separate Publikation «*So händ s gschwätzt*»: *Dialektaufnahmen des Phonogrammarchivs der Universität Zürich im Thurgau 1930. CD und Booklet mit Transkriptionen, Zürich 2003.*

Gottfried Stump (Pfy)

Pfy in früherer Zeit

A der Lantstròss vo Fròuefèld uf Schtèckbòre liit schwach uf em halbe Wèg gad über der Tuur ène s Tòòrf Pfi, a der Mitagsiitte vom Seerugge. Vòr vierzg Jòòre hèt me, wè me dè(r) gege aneggloffè ischt, vo Fèlben ewèg a dène Büggel, wo vòòr und hinder em Dòòrf sind, nüüt weder Rèbe gsèè, uf e langi Schtrecki vo Pfi ewèg bis uf Mùlen ufe. Für en Natuurfründ isch es e hèrrlichs Aaluge gsi. Hüt isch es ganz anderscht. Kan enzige Schtöck hèt s me dine. Si hèn vil Aarbet ggè, hèn nùme guet tue und drum hèt me nüüt me chöne verdiene mit ene. Me hèt s möse bschniide, Schtècke schtosse, aabinde, hacke und falge, zwaamòl tschprütze, da ischt di schönnscht Aarbet gsi. Dòò hèt me dènn scho tööre Saapfe nè zom d Hènd wèsche! Dènn hènd d Wiiber möse ds Loubwèèrch mache. Und eerscht dènn ischt de Wümmet chò. Dènn hèt s mèngmòl nit vil ggè, wil d Rèbe em Früelig verfròòre gsi sind oder wil s Wètter sus nit günschtig gsi ischt. Und, wènn s alethalbe vil ggè hèt, hèt de Wii nünt ggòlte. Ich waass, mier hènd i üsere Tròtten ine emòl drüütusig Litter wiisse und tuusig Litter roote Wii gha. Für de wiiss hèmmer elf Rappe und für de root drèiezwang Rappe überchò für de Litter. Da ischt em nünzehunderti gsi. Doo isch es de Puure vertlaadet. Me hèt en ò fascht nit chöne verchòuffe, und i andere Jòòre drüberabe hèt s nüüt ggè. Dènn isch a s Useghèie ggange, Løcher hèt s ggè

i d Bèèrg ine, bis em nünzehundertzwölfi kan Schtöck Rèbe me ume gsi ischt. Etz ischt alls Wise und Ècker, mit Bòmmen übersetzt. Jungi Lüüt, wo s nùme gsèe hënd, schoossed sich nit draa, èlteri mached amel wider iri Gedanke drüber. We me tènkt, we amel d Truubewège ggrumplet hënd und we z Nacht bim Latèrneschiï d Truubeschttössle gchide hèt – es ischt verbii, es chunt nùmen ume.

Heinrich Häberlin (Bissegg/Frauenfeld)

Sprachbetrachtungen eines Bundesrats

Früener han i aliwill gmèint, es gëb nünt Schönners als wënn me chönn schwätze, wien èim de Schnabel gwachsen ischt. Aber wil i ietz emöll söll soo rede, passt s mer o wider ned. E vertrülletî Wèlt! Und i ha dòch schò vill Plèch ggredt miner Lèptig, aber i s Plèch ine, da isch halt wider öppis anders. –

Dè Mörge han i nò tènkt, i chèmm drum umme, won i bim Vertwache ganz e ruuchi Schtimm gha ha, aber ietz natüürlech, wo s a s Schwènze goo sött, chiit si wider. Und de Profèsser Bachma mit siinen abgschtimnten Oore chääm mer sofort druff. Dèmm han i zwòòr vo Aafang aa gsèit, i begriiffi ned récht, wòromm er graad e Muschter uuslèsi mit son ere verschliffene Schpròòch, wien i si ha. Scho won i als Bueb waschèchts Wiifèldertüütsch ggredt ha, bin i dòch nie ganz sicher gsii, öb s ned e par Herisòuer Bròcke dri hèi vo der Muetter hèèr. Denn bin i vier Jòòr z Fròuefèld a der Kantonsschuel mit ale Tuurgòuer Dialèkte zeme choo. Nòchhèèr, won i us der Unifersiteetswèlt umme choo bi, hèt s mit zeerscht nò emöll für zwèiehalb Jòòr uf Wiifèlde gschlage als jungen Apfokaat. Eerscht im Vierenünzgi bin i denn, wie der Bèèrner sèit, «z grächtem» uf Fròuefèld choo, bi dört sèchsezwanzg Jòòr bblibe und han òu e Fròuefèlderî ghüüròòtet. Da hèt mer denn natüürlech nò de Bòge ggee, das i ietz òu nòch mee als ze-e Jòòr Verbannig us em Kanton nò en abgschliffes Fròuefèldertüütsch red. Ka réchts. En richtige Fròuefèlder Füdlbürger mèrkt mer aliwill nò de Wiifèlder aa. Wenn èin emöll sèchze-e Jòòr lang «Schtaa» und «Baa» und «Laatere» gsaat hèt, im Früelig «Hòviööli», im Sommer «Öüper» und im Herbscht an fremde Bòmme Bründler und Lèngler gholt hèt zwüsched em Burgschtöck und em Braatehart, so wört er

da Wiifèlder Wèrchtighääss nie ganz a s Fròuefèlder Sunntigs-
gwand – so lueget s natüürlech d Fròuefèlder aa – vertuusche.

Und wènn s mer tròumt, so trommt s mer halt mèischstens
im Wiifèldertütsch und vo Wiifèlde, und i höör wider all die
Familieschlötterlig, wo men enand dört aahènkt, vo s riiche
Hafters und gshiide Hafters und Schtiere Hafters bis zu s
Ronis und Galopps und Majeschtäats. Drom wör i nie als en
rèchte Fròuefèlder anerschènnt wèerde. Dèer sait dõch «Schtai»
und «Bai» und «Laitere» und nid «ned».

Aber wenn mer emöll z Bèern oben öppis Tumms gmacht
hand und s chunt èine zue mer uf s Büro cho ufbegère, so
chan er dènn sège: «Mir tuend s nid» oder «mer tond s ned»
oder «mer tood s öd», so wèiss i dõch jedesmöll, dass das
ales richtigi Tuurgouer sind, und wèiss òu uf öppe zwoo
Schtund gnòou, wo si hèer choo sind. Denn chròpelet s mer
um s Hèèrz umme und s wört sogèèr mèngmöll echli füecht
inn Òuge, wenn s ned gèèr z wüesch tond! Sèèb han i denn
nèmmlech rääss oogèèrn; denn red ii Tuurgouer-Tütsch!

Georg Läubli (Ermatingen)

Vu de Vogeljagd i de Geget vu Ermatinge im Schtader Dialèkt
D Vogeljagd ischt en aalts Rècht. D Seeaawooner mond e
Padènt lööse, wènn s wènd go jage. Früener, i de Sèchzger-
jòòre, do hònt s nò aaltmöödigi Flinte gha; Vòderlader-Flinte
mit Fürschtòoeschlöss. I mo nò sège, wa me dòò für Vögel
schüsst: Ènte, Moore, Pelche, Gganne, Gritzeli, Ròegel, Peg-
gesiin, Tuucherli und Aleböck. S hèt dènn nò Jeger, die hònd
früener chöne e Seerècht chòuffe. Dò hònt s a dem Blatz im
See inne vier Pfööl gschlage, dènn tont s ammel i de Jagdziit
e Chischte druff, dère sòet me Hütte. Im e schtrènge Winter
hònd dènn d Jeger amel früener vu Iis e Hütte pmacht. Dò
sind s ammel di halb Nacht dinn ghocket. Me ischt ne doo nò
nid esoo uf d Iise ggange wie etzt efang. D Vogeljagd gòòt
em sèggsezwanzigschte Novèmber aa, höört aafangs Merzen
uff. Me hèt ammel den Ènte früener tòre richte, mit Zwèck,
da sind öppe anderhalb Zoll langi Iiseschäfte, öppe so tick
wie e Lismernòòdle, uf bèide Siitte zuegschpitzt. Im Mittel
hèt me s mit eme zwèè Schue lange Schnuepe an ere lange

Schnuer aabbunde und mit zwèè Schtèecke im Drèeck usse fescht gmacht. A dèè Zwèrck hèt me dènn en Hüürlig oder e Grundle aagschteckt. Über d Nacht, wènn d Ènte uf dèm Drèeck ume gwartet send und e so e Fischli gfrèesse hònd, send s halt phanget. Em Mòòrge send ammel die gfangne abgglööst wòrde. Wènn s ammel nò lèbig gsi sènd, hònd ne die, wo gricht hònd, d Chöpf verbisse, bis si kabut gsi send. En groosse Profit isch nid grad bi der Jagd, bsunders wènn òn nünt trifft. Bim Fische mo dènn òn kòe so en guete Schütz sii. Dò bruucht s mee Gfell und guet Gschier. Me tot dòò umenand mit de Segi züüe, Netze und Schnüer setze. Und di òene Fischer tont zocke. Zu dèm mònd s Rökkli haa; die fanget s mit eme ènge Beer, fascht am Land usse. Dò schtampfet s mit erne groosse Schtifel umme und schöpfed, bis si e Becki voll hònd. Dènn faared s wider in See ine a ere Riisli oder ... a ere Riisli ane und binded d Gundlen aa. Dòò hocked s ammel de ganz Tag fasch am gliichen Òrt, wènn s rupft.

Albert Widmer-Steiger (Altnau)

Öbers Iis vom Bodensee im Februar achtzig

Em achte Februar semer dore. I bi i de Cherchen obe gschtande und hòe äsoo öber de See abe gglueget. Dò choot Schtohùers Guscht und saat, d Hagnòuer gènged hòò, i sell òu choo, mer weled òu go luege. Dò ... Dò semer d Lòòthalden aab ghaglet und wo mer in See abe chèmed, send si scho paraat gsi zom Fortgo. Voruus isch de grooss Hagnòuer Mòichli und hèt e langi Laatere ome Saal nòchezoge. Dewèg send ali nòche ggloffè, und wo mer efange zwoo Schtond wiit ine gsi send, dò ischt e schtoggdigge Nèbel cho. Und ò d Bòò homer gfròore wie d Galgechog. Denn hood mer en Roose ... Denn hòmmè e Roose òòtròffe, wo s kò Iis hèt. Dò ... Di òone hònd gsèit, si weled dòò dure und di andere dòdedure. ... Wenn esoo drèi zèmmegschtande send und ... um e Zigaare òòzzünde, so hèt s Iis nòoggee und gchrachet hèt s de See uuf und aab, da mer hònd müese vonenand hagle. Esoo nach drèi, drèiehalb Schtonde semer dihene a s Land cho. S ganz Dòòrf ischt dòò gsi und d Musig und de Bürgermèischer vo Hagnòu hèt üüs empfangè, hèt jedem von üüs en Chuss ggee. Denn hòmmè

müese in Adler, wo mer e Nachtèsse öbercho hònd. Nòchèr hòmmèr mit dene Schwòòbemèitli tanzet und denn semer i s Bett. Jetz am Mòrge, wo mer vertwachet send, hòmmèr kò Iis me gsèe. Mer hòòd dò müese röötig wërde, wie mer weled hòò. Dò gend üüs d Hagnòuer òò, mier seled einfach dorabelouffe und öber der Öberlingersee. E Schtugg wiit onder Meersburg semer einfach wider in See ineggange und hòòd mette im See en drèi Schue brèite Schpaalt dòtröffe. Dò semmer öberejugget und wemmer ... und wenn s Iis bbroche wäär, so wääred all vesoffe. Me hònd uf Schtaad zue ghebet und gège s Land use hòmmèr scho müese en Schue tüüf im Wasser ine watte. D Lüüt d Schtaad hòd üs verwunderet òggglueget, grad ob ... als ob mer waass Gott wohèer chäämed.

Ernst Müller (Zihlschlacht)

Über den Alltag in Zihlschlacht

Wèn mer vo Zilschlacht mörgewèrts lauft, so chont mer in ere halbe Schtönd i s Hudelmòs. Das ghöört den umliigende Dörfer. Jedes hèt siis Schtugg, wo denn druf Toorpe ggrave werd. Bi de Zilschlachter ghört s de Büòrgergmèind. Die get aal Jòòr jedem Büòrger, won en aagne Hushaalt füert, e Schtugg, me saat em Ziil, zum Toorpe grave. Wie mènge isch froo, wènn er mit dene vergèbe chòn sin Ofè füüre. Es chòscht e sös nünt, me mues nu der Aarbetsloo rèchne. Im Früelig früe wert e Gwöses vom Mòs usgschteckt und onder de Bürger vertaalt. Gschwind gòòt s denn hender ds Grabe, da mer s bis em Höüet dose hèt. Es ischt nò e chòge schtrengi Aarbet. En schtarche Mòò tuet die Toorpe mit emene hauige Gräbli grave, en anders lat s uf enen Sctooschare und e dretts schaalt s uf de Laagerblatz. Mèngmòl wimmlet s gad vu Lüüt im Mòs ine. Wen s Mittaag wert, gòòt mer nòd hòò; s Èsse hèt mer em Mòrge scho mitnù. Dènn hògged ali zème und èssed mitenand. Dò gòòt s dènn amel loschtig zue. Me fröüt si scho de ganz Bisímis druff, und nòd gad emòl isch es scho vòòrcho, da mer d Zmittaagziit gschtreckt hèt, jede hèt ténngt, s wird gopel o kòn säge, me sett ufschto go schaffe. Men ischt aal löschtiger wòòrde und hèt Schprüch verzellt. Dò hèt emòl òn gsaat, es sei en Puur im Fèld gsii und häi mit zwee Schtiere

ggäieret. Sin Bueb hèt möne meine. Z Mittaag häi de Puur schpòört usgschpanet. Z Zòòbed hèt er aber früe möne hööre, wil s Nacht wòorden ischt. Dò hèi de Bueb zum Vatter gsaat: «Gèll, de Bisimis hèsch chöne schtregge, aber de Bisnacht wèn s Tüüfels woorischt nöd.» So isch d Ziit omeggange und ischt vieri wòorde, me hèt nöd drò tenggt. Aber nöd gad d Ziit ischt omeggange, o d Mòschchrüeg sind läär wòorde. Zmòòl hèt òn ggrüeft: «Da ischt dòch zum Gugger hole, min Mòschchrueg ischt läär.» Und denn isch es druf use cho, das s di mèischte gliich ghò hònd, nu hèt s kòn wele säge. Hunger hèt s halt glich ggee, wen mer scho de ganz Bisnacht nünt gschafft hèt. Aber ooni Mòscht wär de Zòòbed o gäär troche gsi. Wa hèt mer pmacht? E par jungi Poorsche, wo guet hònd chöne lauffe, hònd d Mòschchrüeg gnoo und sind hòò go Mòscht hole. Wen s wider omecho sind, und scho vu wiitem ggrüeft hònd: «Mer chèmed», denn ischt s Gmütlechsi nò vil mee in Schwung choo. So hèt me s Binenandhògge nò möge verliide, bis s Ziit gsi ischt, hòò z go go mèèleche.

Dank

Herzlich gedankt sei folgenden Personen: Dr. Claudia Bucheli Berger für Aufklärung in syntaktischen Fragen; Rudolf Bühler M.A. für Karte 9; Dr. Manuela Cimeli für die gute Zusammenarbeit bei der Publikation; Prof. Dr. Elvira Glaser für das Vorwort sowie den Hinweis auf die Thurgauer Wenker-Bögen; lic. phil. Andreas Külling für eine altphilologische Auskunft; Dr. des. Christoph Landolt für die Korrektur des Manuskripts sowie sachliche Hinweise; Dr. Eugen Nyffenegger für die Vorlagen der Karten 2 und 10; Dr. Yves Scherrer für die Karten 4 und 11 (sowie aufschlussreiche Informationen zur Dialektometrie); Dr. Hans-Peter Schifferle für eine phonetische Auskunft.

Gedankt sei ferner dem Netzwerk «Thurgau Wissenschaft» (www.thurgauwissenschaft.ch mit Urs Schwager, Martin Bächer und Susanne Oberholzer, die dem Forschungsgegenstand «Thurgauer Mundart» sehr grosses Wohlwollen entgegengebracht haben.

Ein besonderer Dank geht an Lara Stoll und an Stefan Keller, die auf unkomplizierte Weise ihre Texte für das «Florilegium» zur Verfügung gestellt haben, sowie an Tanja Kummer, die einen exklusiven Text für das «Florilegium» verfasst hat.

Schwerpunkt «Sprachen und Kulturen»

Die Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (SAGW) setzt sich seit zehn Jahren ein für die wissenschaftliche Erforschung der kulturellen und sprachlichen Vielfalt sowie deren Folgen auf das Zusammenleben: Früh-Englisch, Mehrsprachigkeit, kulturelle Vielfalt und immaterielles Kulturerbe – viele gesellschaftliche Herausforderungen kommen aus dem Themenkreis «Sprachen und Kulturen».

Bisher erschienene Publikationen

«**150 Jahre Schweizerisches Idiotikon**», Beiträge zum Jubiläumskolloquium in Bern, 15. Juni 2012, Eigenverlag, Bern 2013

«**Die Fototeca dal Dicziunari Rumantsch Grischun**», Publikation im Rahmen der Nationalen Wörterbücher und des Schwerpunktes «Sprachen und Kulturen», Heft VI, Eigenverlag, Bern 2013

«**Thurgauer Mundart in Geschichte und Gegenwart**», Publikation im Rahmen der Nationalen Wörterbücher und des Schwerpunktes «Sprachen und Kulturen», Heft V (1. Auflage), Eigenverlag, Bern 2012

«**Renward Brandstetter (1860 – 1942)**», Beiträge zum 150. Geburtstag des Schweizer Dialektologen und Erforschers der austronesischen Sprachen und Literaturen. Mit seiner Autobiographie. Eigenverlag, Bern 2012

«**I segni dell'altro**», Publikation im Rahmen der Nationalen Wörterbücher und des Schwerpunktes «Sprachen und Kulturen», Heft IV, Bern 2012

«**Rätoromanische Volkslieder aus der mündlichen Tradition**», Publikation im Rahmen der Nationalen Wörterbücher und des Schwerpunktes «Sprachen und Kulturen», Heft III, Bern 2011

«**Les patois valaisans**», Publication dans le cadre des vocabulaires nationaux et du projet prioritaire «langues et cultures»,

Cahier II, Berne 2010

«**Mehrsprachigkeit in Wissensproduktion und Wissenstransfer**», Tagungsakten, Bern 2010

«**Mehrsprachigkeit in Wissensproduktion und Wissenstransfer**», Dossier SAGW-Bulletin 3/2009, Oktober 2009

«**Freiburgerdeutsch**», Publikation im Rahmen der Nationalen Wörterbücher und des Schwerpunktes «Sprachen und Kulturen», Heft I, Bern 2009

«**Nationale Wörterbücher**», Dossier SAGW-Bulletin 1/2008, April 2008

«**Das Idiotikon: Schlüssel zu unserer sprachlichen Identität und mehr?**», Tagungsakten, Bern 2008

«**Sprachendiskurs in der Schweiz: vom Vorzeigefall zum Problemfall? – Le discours sur les langues en Suisse: d’un modèle d’exemple à un cas problématique?**», Tagungsakten, Bern 2005

«**Viersprachig, mehrsprachig, vielsprachig – La Suisse, un pays où l’on parle quatre langues ... et plus**», Tagungsakten, Bern 2003

«**Langues et production du savoir**», Tagungsakten, Bern 2003

«**Muslimen in der Schweiz – Les musulmans de Suisse**», Tagungsakten, Bern 2003

Bisher durchgeführte Tagungen

25. Januar 2011 in Zürich, «**Von der Deklaration zur Umsetzung – Schutz und Förderung der kulturellen Vielfalt in der Schweiz**»

12./13. November 2009 in Bern, «**Mehrsprachigkeit in Wissensproduktion und Wissenstransfer**»

24. April 2008 in Zürich, «**Das Idiotikon: Schlüssel zu unserer sprachlichen Identität und mehr?**»

11. November 2005 in Biel, «**Sprachendiskurs in der Schweiz: vom Vorzeigefall zum Problemfall?**»

14. November 2002 in Biel, «**Viersprachig, mehrsprachig, vielsprachig. La Suisse, un pays où l'on parle quatre langues... et plus**»

14 juin 2002 à Lugano, «**Langues et production du savoir**»

24. und 25. Mai 2002 in Freiburg, «**Muslimen in der Schweiz – Les musulmans de Suisse**»

Die Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften: eine Institution im Zentrum eines weitläufigen Netzes

Die Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (SAGW) vereinigt als Dachorganisation rund 60 wissenschaftliche Fachgesellschaften. Sei es in der Literatur oder der Theologie, in den Kommunikations- oder den politischen Wissenschaften, ihre Mitgliedergesellschaften repräsentieren eine Vielfalt von Disziplinen. Gesamthaft gesehen sind nicht weniger als 30 000 Personen als Mitglied einer Fachgesellschaft mit der SAGW verbunden und bilden somit das grösste Netz in den Geistes- und Sozialwissenschaften unseres Landes.

Forschungsförderung, internationale Zusammenarbeit sowie Förderung des akademischen Nachwuchses – dies sind schon seit ihrer Gründung im Jahre 1946 die Hauptanliegen der SAGW, und in letzter Zeit hat sich ihr Betätigungsfeld noch erweitert. Die Akademie ist eine vom Bund anerkannte Institution zur Forschungsförderung; sie engagiert sich in drei zentralen Bereichen für die Geistes und Sozialwissenschaften:

Vernetzung

Die SAGW dient als Plattform zur Verwirklichung von Gemeinschaftsprojekten sowie für die Verbreitung von Forschungsergebnissen innerhalb der wissenschaftlichen Gemeinschaft. Auch ihrer Rolle als «Vermittlerin» zwischen den Disziplinen kommt grosse Wichtigkeit zu.

Förderung

Die SAGW stellt einen Grossteil ihres Budgets für die Förderung der Aktivitäten der Geistes- und Sozialwissenschaften in unserem Land zur Verfügung. Im Rahmen ihrer Möglichkeiten verfolgt sie eine Subventionspolitik, in deren Zentrum die Förderung des akademischen Nachwuchses sowie der Frauen in der Forschung steht.

Vermittlung

Die SAGW organisiert regelmässig öffentliche Tagungen sowie Podiumsgespräche zu aktuellen Themen. Sie hebt damit den Beitrag ihrer Disziplinen zur Analyse wichtiger gesellschaftlicher Probleme hervor und fördert den Dialog mit Politik und Wirtschaft.

Die SAGW ist Mitglied der Akademien der Wissenschaften Schweiz. Die Akademien der Wissenschaften Schweiz vernetzen die Wissenschaften regional, national und international. Sie engagieren sich insbesondere in den Bereichen Früherkennung und Ethik und setzen sich ein für den Dialog zwischen Wissenschaft und Gesellschaft. www.akademien-schweiz.ch

Kontakt

Schweizerische Akademie
der Geistes- und Sozialwissenschaften
Hirschengraben 11
Postfach 8160
3001 Bern
Tel. ++41 (0)31 313 14 40
Fax ++41 (0)31 313 14 50
E-Mail: sagw@sagw.ch
www.sagw.ch



a⁺ Mitglied der
Akademien der Wissenschaften Schweiz

Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften
Hirschengraben 11, Postfach 8160, 3001 Bern
Tel. 031 313 14 40, Fax 031 313 14 50
E-Mail: sagw@sagw.ch